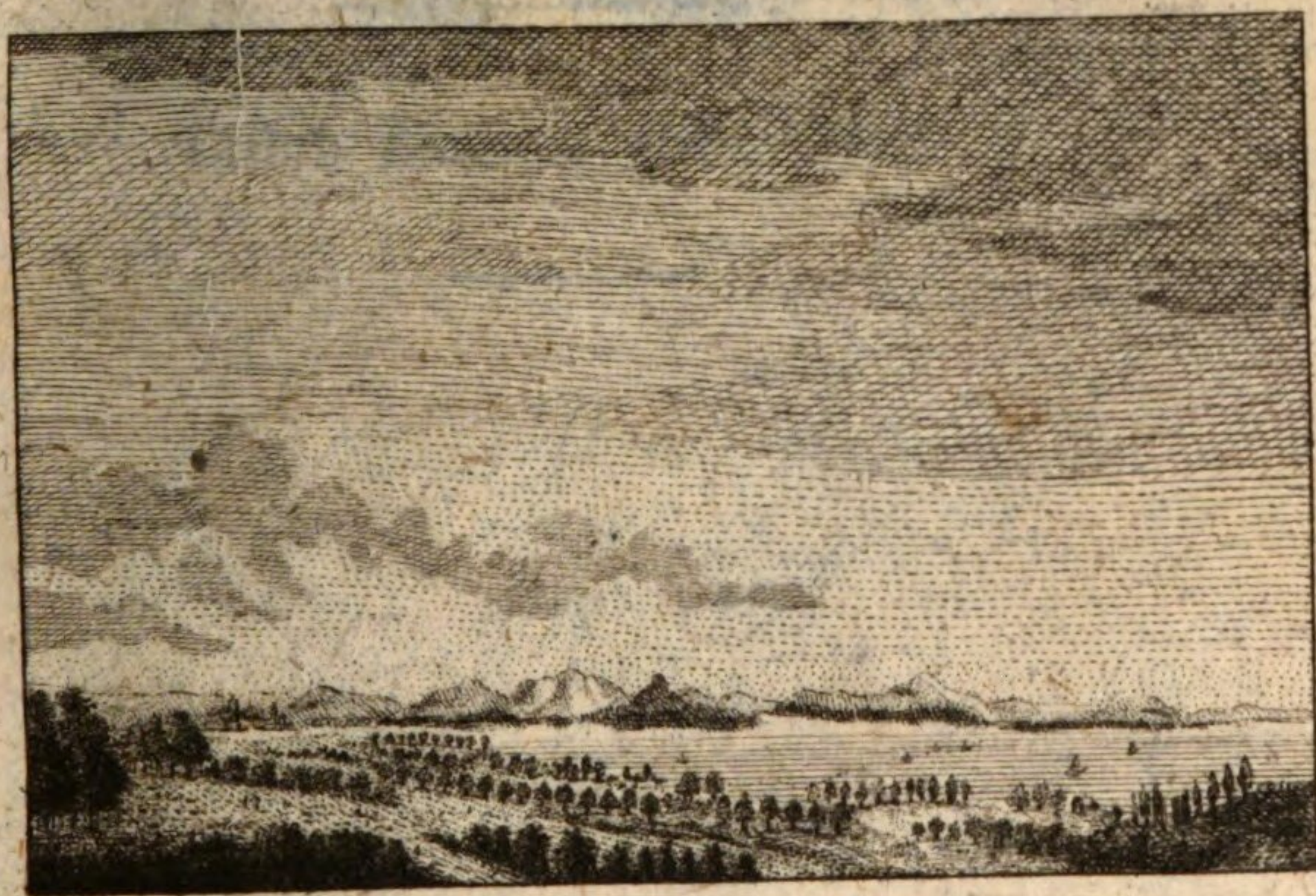


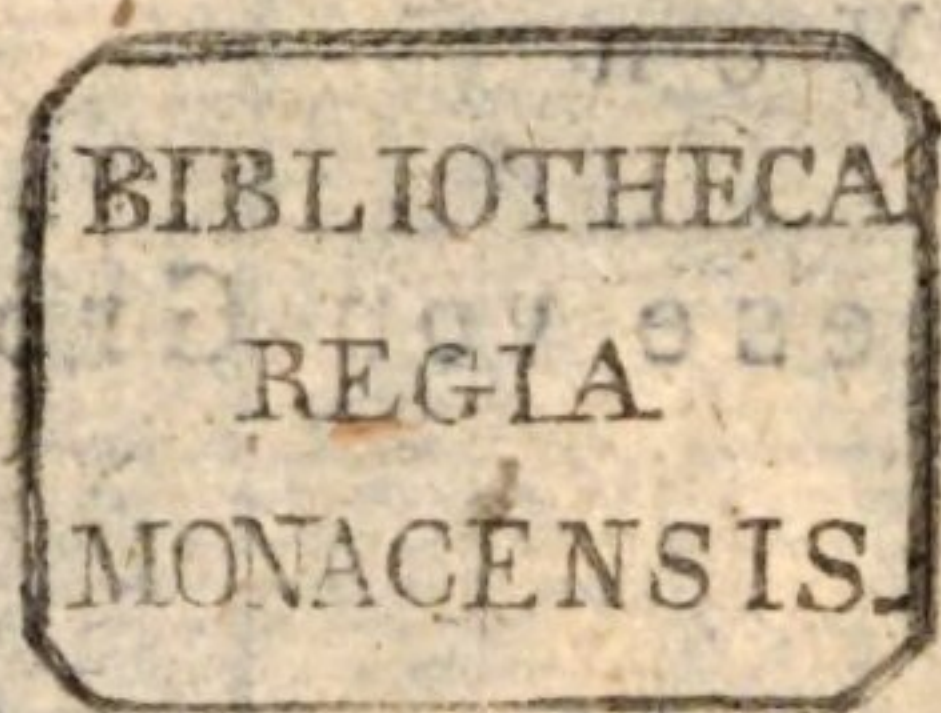
Die
S C H W E I Z.

Von
Carl Marchese von Grosse.



Ersten Bandes, Erster Theil.

Halle, 1791.
in I. C. Hendels Verlage.

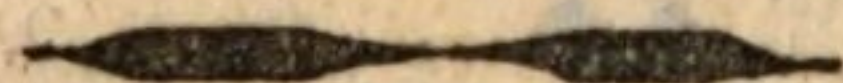


BIBLIOTHECA

REGIA

MONACENSIS

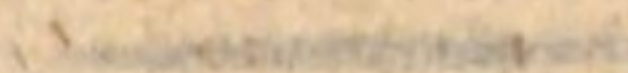
Die Schweiz.



Ersten Bandes, erster Theil.



Verfasserin: Margarete von Gruenberg.



Die Schweiß

Ersten Bandes, erster Theil.

An

meine schœne Cousine,

J u l i e B e l l a,

Marquise von Guéménez.

Mein schönste Cousine
Julie
Mutter von Gernhard

V o r r e d e.

Schon der Ueberblick dieses Werkes wird es lehren, was man von ihm zu erwarten habe; nemlich eine eigene Uebersicht eines häufig besuchten Landes, vielleicht brauchbar für den Gelehrten, nützlicher für den Reisenden, aber gewiss am nützlichsten für den Menschen. Nur ihm habe ich besonders gearbeitet; für die ersteren ist kaum mehr als beyläufig gesorgt. Eine bis in ihre Nüancen verfolgte Darstellung der schweizerischen Anlagen und ihrer Bildung, die Zergliederung der Regierungsformen und Sitten, der daraus erwachsenden Verhältnisse des Ganzen und der Theile zu einander, des wechselseitigen Einflusses der natürlichen Beschaffenheit auf die Erziehung der Kunst und der Kultur, auf

* 3

einen

einen freyen Menschenhaufen; – dies sind die Hauptgegenstände meines Gemäldes. Wo ich selbst sehen konnte und sah, – da habe ich mich einem offenen Untersuchungsgeiste übergeben; niemals schien mich ein Geist, geschaffen für die Empfindung feines menschlichen Werthes, gewohnt es zu fühlen was Freyheit ist und was sie vermag, ganz verlassen zu wollen, und die sanfte Schwärmerey eines weichen Herzens tauchte die schönen Bilder des Verstandes in die helle Farbengluht, welche die Empfänglichkeit für Einfalt der Sitten und für die erhabene Dürftigkeit in der Lebensweise seinen Gemälden anbietet.

Man urtheile zuerst über das *Ganze*. Denn um allgemeine Schlüsse ziehen zu können, mußte ich vorher oft einzelne Data angeben. Man wird nicht in einem jeden Kapitel alles finden, was wohl zu seiner Bezeichnung gehörete; wenn man aber das Zerstreute am Ende zusam-

zusammengespart hat, so wird man, wie ich hoffe, kein wesentliches Glied zu einer Kette vermissen.

Dies Buch ist das Werk von mehr als fünf Jahren; aber man wird es fühlen, daß es schwierig ist, über ein so oft betretenes Land viel neue Beobachtungen machen zu können. Wo diese mir daher fehlten, habe ich hin und wieder doch wenigstens etwas Neues in die Resultate zu bringen gesucht. Da ich etwas Ganzes zur Absicht hatte, wenn ich mich der Vollständigkeit nicht allenthalben nähern konnte, so habe ich dankbar alle meine Vorgänger benutzt, selbst da, wo der Ausdruck ihrer Gefühle mehr Vermögen und eine reichere Lebhaftigkeit äußerte, als ich mir dem meinigen zu geben getraute. Wo mir aber eine Stelle des Ufers noch unbetreten erschien, da habe ich auch Wellen und Brandung nicht gescheuet, und wenn mich diese wieder zurückwarfen, so hat nicht der Wille, sondern nur mensch-

— o —
menschliche Schwachheit sich ein Denkmahl gesetzt.

Man wird es endlich auch empfinden, daß von mehr als einer Seite, selbst von entgegengesetzten mir Schwierigkeiten erwuchsen, daß ich sowohl mit Mangel als mit Ueberfluß zu kämpfen hatte, daß auch oft der Reichthum mich drückte. Wenn man eine Lieblingswissenschaft hat, so scheinen gleichsam alle Augen der Seele auf diesen einzigen Faden gerichtet zu seyn; in die fremdartigsten Gegenstände, die man bearbeitet, findet er oft am Ende sich leise verwebt, und jede Welle der Wahrnehmung, wenn sie mit diesem allgemeinen Strome der Aufmerksamkeit in einigem Grade verwandt ist, reißt um so lebhafter hin. Einen großen Theil meiner Lebenszeit habe ich der Naturwissenschaft geweiht; wo hätte ich mehr Nahrung für sie gefunden, als hier? Und an mehreren Orten habe ich auch die Spuren von den Kämpfen

pfen nicht verwischen können, welche ich mit mir selbst hatte; nur mühsam bin ich, besonders bey der Naturgeschichte der Alpen dem Plane gefolgt, welchen mir meine Bestimmung angab, und den ich selbst schon bey der Beobachtung, mit Herrn Storrs vortreflichen Alpenreise in der Hand, genau mir berechnen mußte, um ihn nachher nicht ganz zu verlassen.

Auch habe ich es absichtlich vermieden, was manche Schriftsteller zur Darstellung der Denkungsart fremder Völker für unentbehrlich erachten: Anekdoten, und sogenannte kleine Charakterzüge; und nur einiger wenigen, in der Geschichte hinlänglich begründeten, habe ich mich bedient, einen Geist noch lebhafter darzustellen, der sich schon in seiner Quelle: der Beschaffenheit des Landes, und in seinen Wirkungen dem Wesen der Herrschaft, deutlich genug darstellt. Nur eines unabhängigen Geistes

stes bedarf es, um Beobachtungen mit Leichtigkeit machen zu können; aber freylich die Gelehrsamkeit und alle Talente eines einzelnen Mannes reichen kaum zu, seinem Gegenstande bis in die heimlichsten Falten mit nie gestörtem frohen Bewußtseyn und einer sich immer gleichen Genauigkeit, unablässig zu folgen.

Habe ich endlich um Schœnheit der Sprache und um das Leben im Ausdrucke etwas von dem Verdienste, welches man an mir zu finden geglaubt hat, so hat sich dies gewiß hier am deutlichsten zeigen müssen, da eine warme Schwärmerey meine Bilder auffas und meine Beobachtungen faßte, und Enthusiasmus für Grazie und Wahrheit in einer zarten Vermischung sie an einander zu knüpfen versuchte.

Erstes Kapitel.

Von dem Allgemeinen der Schweiz.

Alle Eindrücke, welche ein Land dem Reisenden bey seinem ersten Eintritte darbietet, sind eben so gut von den unmerklichen Vorurtheilen abhängig, die er in der Masse seiner Erkenntnisse mit sich umherträgt, als von dem Geiste des Klimas selbst, welcher die Produkte belebt. Aber in dem Zusammenhange dieser Gegend mit ihren Nachbarn

liegt oft etwas, das die vorhergefaßten Ideen entweder ganz wieder auflöst, oder sie in ihrem Wirkungskreise doch nicht wenig beschränkt. Wo der erste Empfang dem Beobachter gleichsam schon in der Entfernung wollüstige Arme entgegenbreitet, da schließt er ihn nicht allein den reinsten Einflüssen des Landes und der Sitten vollkommener auf, sondern giebt ihm auch noch ein sanftes Kolorit zu ihrer Verschönerung mit.

Die Schweiz ist ein solches Land. Nichts entbehrend, was jede nähere Betrachtung an sich zieht und fortreißen kann, stimmt sie die Sinne auch zu einer so reizbaren Empfänglichkeit, für so günstige Wahrnehmungen, daß diese sich schon in geraumer Entfernung von merkbaren Wellen jenes Stromes von Gefühlen berührt glauben, welche sie doch in ihrem Bezirke selbst erst erwarten. Gleichsam nicht groß genug, um den Geist, den sie athmet, in seiner ganzen Fülle fassen und verarbeiten zu können, scheint sie ihn in die benachbarten Gegenden ausgießen zu müssen, welche nun diesen ar-

men

armen Resten ihr ganzes Leben verdanken. Die Länder, die an allen Seiten, besonders aber an der deutschen, von der sie am meisten besucht wird, neben ihr liegen, sind eine Vorbereitungsschule zu ihrem Genuße, und man verläßt nur die schönen Gefilde Schwabens, um sie in der entzückenden Eidgenossenschaft wiederzufinden; man steigt von kleinen Hügeln auf furchtbare Gletscher, man tritt aus heitern Thälern in lachende Fluren; die kleinen Kaskaden breiten sich allgemach in Rheinfälle und Staubbäche aus; der Wechsel des Lichts und der Schatten geht bis zu den Gletschern seinen Stufengang fort; die Fruchtbarkeit nimmt allmählich den schweizerischen Charakter, die Lebensart eine ländliche Miene, die Sitte Einfachheit und GröÙe, und jede Art der Industrie die auffallende Zeichnung an, womit das Land unter allen Nachbarn merklich hervorsticht.

Und doch schwächt diese Vorbereitung den ersten Eindruck nur wenig. Sobald man selbst in sie eintritt, wird man doch sogleich den Einfluß gewahr, den die Verschiedenheit des rauhern Himmelsstriches auf den Einge-

bohrnen einer sanfteren Erdgegend auflert. Denn auch die Objekte einer Gattung, die man schon kennt, scheinen hier ein anderes Licht gewonnen zu haben, und dies Licht scheint wieder sich in einer andern Farbmischung zu brechen. Alle Gegenstände der Schoenheit, jedes Gepräge erhabener Natur und Kunst, jeder Abdruck einfacher Lebensweise und Sitte wirken weit lebhafter auf die gereizten Organe, und der Reisende muß einen grossen Theil kalter Vernunft und deutlicher Empfindung mit sich bringen, um das rasche Gedränge fremdartiger Erscheinungen selbst nach wiederholten Versuchen, in seine Theile zu scheiden. Nur in allmählichen Abstufungen senkt sich das Aufbrausende im ersten Gefühle, und der überraschende Taumel zerschmilzt nur allgemach in jenen entzückenden Rausch, der alle Dinge mit einem reizenden Nebel verschönert. Dann tritt zuerst der wahre Genuß ein. Die gespannten Organe haben sich zu einer froheren Empfänglichkeit aufgeheitert und man fühlt dann erst: für welche Empfindung man lebt; man fühlt sich dann aufgeschlossen für den reinen Stempel der Natur in dem Schoenen der Gegend, in dem

dem Reize der Kunst, in der grossen Ueber-
einstimmung der Sitten, der ungekünstelten
Hoheit des Karakters, in der füßen Schwär-
merey für Vaterland und Freyheit, in dem
Leben und Wehen für Gemeinnützigkeit,
und in allen den Bezeichnungen einer æchten
Schweizerphysiognomie.

Gleich an der Grenze, wo die deut-
sche Regierungsverfassung sanft in der schwei-
zerischen erlischt, entwickelt sich der mit
ihr, als Ursach verbundene, Geist des Kli-
mas auch mit jedem Schritt mehr, zu den
Zügen gerader Ungebundenheit. Alle Schæ-
pfungen der Natur verlassen nachgerade ge-
wohnte Schranken, und treten in jene Kraft
der physischen Szenen hinüber, mit welcher
der Ausdruck des sie bewohnenden Zøgling
sich immer aufs engste verknüpft. Auf einer
einsamen Felspitze schwebt der ruhige
Schweizer, groß in sich selbst, freyer als ein
Monarch, sicherer als ein Despot; durch sich
selbst befriedigt, ohne Gesetze und nur mit
denen der Natur; von seinem Schatten wie
von seiner Quelle erfrischt, ohne Gefahr ei-

nen Tropfen von seiner Milch, eine Frucht von seinem Baume zu missen. Um ihn herum erschöpft die Natur sich in schauderhaften Gestalten. In allem übertrieben, bauet und zerstört sie gewaltsam. Verschllossen in sich selbst, birgt sie ein gefährliches Innere unter einer gehaltenen heimlichen Stille, aber durch alles gereizt, was sie in ihren Revolutionen einschränken möchte, braust sie zu Zeiten um so gewaltsamer auf. Ihr Bewohner nimmt Theil an ihrem Karakter. Die Nationalstimmung hängt mit der Natur in wechselseiten Einflüssen zusammen. Das Ganze wird ein Gegenstück zu jener schönen britischen Insel, welche in höchster Verfeinerung alle Reize eines ausgebildeten Geistes, eines reichen und willigen Bodens, einer kunstvollen Verfassung, den Zaubern dieses Landes im reinsten Lebensgenuss, und einem beynahe gänzlichen Mangel an positiven Gesetzen, die wenigstens
der

der Aelpler nicht kennt oder verachtet, zur Seite stellt.

Wenn man dasjenige, was man vor einem Jahrhunderte ohngefähr von der Schweiz wufste, mit unserer jetzigen Kunde des Landes und seiner Gewohnheiten vergleicht, so findet man eine Kluft von unbegreiflicher Weite. Vor nicht sehr langer Zeit machte ein Schweizer mit einem Bären nur einen Begriff aus. Ihre Armut, die sie mit ihrer Habsucht in die Dienste ausländischer Fürsten nöthigte und zu tausend Erniedrigungen zwang, oder die Eingeschränktheit ihrer Bedürfnisse, die sie auf der kleinen Erdscholle, welche sie bebaueten, festhielt; ihre Religionsstreitigkeiten, der Druck aller Kultur, die Despotie des rathsfähigen Adels; lächerliche übertriebene Gemälde ihrer Sitten; Halten auf alte Gewohnheiten, das sich immer im Verkehr mit den Nachbarn am festesten und auffallendsten äußerte; — alles traf zusammen, ihr Vaterland herabzusetzen, Reisende von ihren Gränzen abzuhalten, und den Vorurtheilen jedes dahin verirrtten Flüchtlinges neue Vergrößerungen aufzudringen. Aber

— o —
wie hat sich dies alles verändert! Die Mode, der auch dies verschlossene Land der Freyheit nicht unzugänglich blieb, drängt Schaaren neugieriger Reisenden hinein; und alle Stimmungen zu ihrer Befriedigung. Der Schwärmer findet hier seinen Bildern reine Felder offen, der Philosoph einen reichen und weiten Naturgang, schöne Anlagen der Sitten und Formen der Herrschaft, ungekünstelte und muntere Gebräuche, und den Menschen in der ganzen Ausdehnung seiner natürlichen Moral, in seiner ganzen Naktheit der Empfindungen. Bald stärken sich die weichen Ideen in der schaurigen Einsamkeit einer Eisklippe, bald erwärmen sie sich wieder, wenn sie aus der Hütte des kalten Aelpers, in die Wohnungen ausgebreiteter Thäler hinabsinken, an dem frohen Lächeln des Zöglings fruchtbarer Fluren. Jeder Pulschlag wechselt Gefühle. Bewunderung und Staunen lösen sich in die Empfindungen der Schöenheit auf, und der süße Rausch einsamer Selbstvergessenheit, der sich immer unserer bey dem Anblicke des heiteren und schönen Genusses bemächtigt, wird wieder von dem erhabenen Bewußtseyn verdrängt, das man aus der Betrachtung des
Großen

Grossen schöpft. Jeder unbefangene Schritt in die Tiefe des Landes verwandelt seine muthmaasslichen Oeden in liebliche Felder, die rohen Schweizer in wahre Menschen und froehliche Hirten, den groben Miethling stolzer Fürsten in einen freyen und unbestechbaren Bürger, und jede ländliche Wohnung seht den Reisenden mit einem Lande aus, wo Dürftigkeit nur den Edelmuth nährt. In ihren Sitten, und im Genuße einer reinen Milch kommen der Natur ungeschwächte Ideale, und mit ihnen der Glaube an die Menschheit, am sichersten fort.

Selbst in dem Baue des Landes dringen sich dem Naturliebhaber ganze Theorien der Erdschöpfung auf, dem Menschenbeobachter neue Gründe für die klimatische Entstehung der Wissenschaften und Künste, der Religionen und Regierungsformen, und überhaupt der Lebensart und Aufklärung. Und neben jenen Idealen, neben den rauhen Wohnungen der Unschuld findet er von fruchtbaren Thalern, ihrem Ueberflusse und ihren vermehrten Bedürfnissen verzogene Stædte, alle Gebrechen der Kultur, jedes Unglück verschro-

schroberer Regierungsformen, Despotie in den Meinungen, Aberglauben im Glauben, und von dem Flitterstaate gereizter Empfindeley alle geheimen Wallungen hoher und schœner Gefühle verdrängt. Aber alles dies nährt doch nur die Bildung in den geläuterten Köpfen; aus der übertriebenen Kultur entstehen feine Staatsmänner, aus den vermehrten Bedürfnissen spekulierende Kaufleute und arbeitame Handwerker, und aus dem Gestrümmel der Welt sondert sich um so leichter ein gründlicher Gelehrter zu einem verschlossenen Nachdenken, wie mancher edele Mann zu stiller Häuslichkeit, einem schœnen Gedankenumtrausche und zu den Glückseligkeiten ab, die jedes in sich allein beschränkte Leben besonders erheitern.

Diese in der Schweiz so auffallende Verschiedenheit in den Sitten und in der Regierungsform, in der Dürftigkeit und dem Luxus, hat in der Lage der Länder sowol, in ihrem Verhältniß zu den Nachbarn und zum allgemeinen Handel, als auch in der Geschichte ihrer Bildung einen augenscheinlichen Grund. Um sie aus diesen Prinzipien zu

zu entwickeln, oder vielmehr, sie sich ganz von selbst daraus entfalten zu lassen, wird daher eine genauere Darstellung beyder Gründe des Ganzen erforderlich seyn.

Zweites Kapitel.

Lage, natürliche Beschaffenheit, Klima,
Witterung, Boden, Produkte der
Eidgenossenschaft.

Helvetien liegt bekanntlich zwischen dem 45° — 48° der Breite und 24° — 28° der Länge; zwischen Italien, Frankreich und Deutschland; gränzt gegen Mittag an Savoyen, Mayland und die Staaten von Venedig, gegen Abend an Bresse, Burgund und dem Sundgau, gegen Morgen und Mitternacht vorzüglich an Tyrol und am schwäbischen Kreis. Sie wird zwar durch die Alpen, worüber nur vier Uebergänge sind, vor Italien geschützt; so trennen sie auch ähnliche Gebirge von Frankreich und Deutschland; aber doch bestimmt diese Lage, wie sich unten

ten ergeben wird, den grössten Theil ihrer politischen Verhältnisse, die Wendungen ihrer Aufklärung, der Bildung und Missbildung ihres Nationalcharakters; und nur der Theil ihrer Einwohner ist von diesen Einflüssen verschont geblieben, welchen eine höhere Lage oder günstigere Umstände von den Gränzen hinwegrückten.

Ihre grösste Breite, vom äussersten Ende des Kantons Schaffhausen an bis Novizano, beträgt ohngefahr 34—35 geographische Meilen; ihre grösste Länge von Genf bis Rheinegg 46—47; und ihr Flächenbegriff ohngefahr 1110 geographische Quadratmeilen; ein Umfang, der sie allein zu keinem grossen Einflusse auf das politische Verhältniss der europäischen Staaten bestimmt. Und diese Beschränktheit ihres Landes, so wie die Beschaffenheit des Bodens und der Gränzen, zieht auch den Geist der Schweizer mehr von dem allgemeinen Staatensysteme, und dem Verhältnisse der europäischen Länder unter einander zu ihren einzelnen inneren Verfassungen zurück. Ohne Ansprüche auf irgend eine politische Wichtigkeit, werden sie
von

von ihrer Lage in sich selbst verschlossen. Denn nach Italien zu schneidet in dieser Hinsicht ein an beyden Enden zusammenlaufendes Land junger Alpenketten, sie von diesem mildem Erdtheile ab; von Frankreich trennt sie der Jura, der bey Ochelle einen Arm in das franzœsische ausstreckt; von Oestreich die Gebirge von Appenzell und Graubünden und ein Theil der julischen und chätischen Gletscher.

Die Eidgenossenschaft ist ohnstreitig das höchste Land von Europa. Sie gleicht einer an eine Wand gelegten Tafel, wovon der untere Theil die an Deutschland, der obere die an Italien gränzenden Landschaften ausmacht. Denn der nordliche Theil, welcher Thurgau, Zürich, Baden, Basel, Schaaßhausen, zum Theil Bern, Luzern und Freyburg begreift, scheint von einer ganz andern Beschaffenheit zu seyn; ihre oft 2—3000 Schuh hohen Gebirge verlieren sich zu einem Nichts gegen die Höhe der mittägigen Alpen gehalten, sind in keine grosse Ketten zusammen verbunden, werden mit Schnee und Eis seltener und nicht so lange bedeckt,

und

und ihre Rücken schleichen sich, leiser, und ununterbrochener von Gletscherklüften, durch die sanfteren Thäler hin. In den mittägigen Alpen stehen aber Berge auf Berge; ein nach halben Tagereisen, mit unendlicher Arbeit, mit wiederholter Todesgefahr, erstiegener Gipfel ist oft nichts als ein Felsklotz, und der Fuß eines neuen noch einmal so hohen Gebirges. Und hat der Reisende auch dies endlich erreicht, so findet er sich durch eben so erhabene Nachbarn um die ganze schöne Aussicht betrogen, die er etwa erwartete; eine Menge von Felspitzen scheinen nackte Hälse emporzurecken, um ihn gar nichts sehen zu lassen; unermessliche, glatte Wände schneiden ihn von der ganzen übrigen Schöpfung ab.

Viele dieser Schweizergebirge stehen 9 — 10000 Fuß über das mittländische Meer erhaben. Micheli du Crest giebt die Spitze des Gotthards 16500 franz. Fuß höher, als die Meeresfläche an, und der Mont blanc, als der höchste Gipfel der schweizerischen Gränzkette, hat nach den neueren Berechnungen des Herrn de Lüc 15303 und nach den

denen des G. Shuckborough sogar 15,662 engl. Fuß. Die Messungen des Hrn. Pfiffers, die den Schreckhorn, 2,400 Toisen angeben, sind um nichts übertrieben. Und kein Berg Asiens und Afrikas überragt diese Græfse. In keinem Erdstriche findet man auch vermittelt der Berge die dazwischen liegenden Thäler zu der Erhabenheit über die Meeresfläche angewachsen, als die Gletscherbusen der Schweiz. Diese hohen Alpen, denen ich weiter unten noch ein eigenes Kapitel widmen muß, beschatten gleichsam das Land mit ihrem ewigen Eise; die niedrigeren geben ihm durch die Menge von Gewässern, die aus dem Schoosse der Eisthäler entspringen, Fruchtbarkeit und Leben, Wärme in ihren Waldungen, eine reine Nahrung in der frischen Milch ihrer balsamischen Kräuter, und in ihrer alles belebenden Luft einen immer reichen Quell großer Leibeskräfte und eines unbiegsamen Muthes.

Iene Menge der Flüsse vom ersten und zweiten Range, welche aus den Alpen hervorgehen, die Schweiz bewässern, und sich dann über andere Länder verbreiten, bezeich-



net ebenfalls die hohe Lage des Landes. Mehrere benachbarte Provinzen empfangen Flüsse aus den Brunnen der Schweiz; Frankreich die Rhone, Italien den Tessin, Deutschland den Rhein. Die grossen Thäler, welche zwischen den Eisbergen liegen und von diesen in ihrem unauflesbaren Winter erhalten werden, die zahllosen Schlunde, welche die Lawinen aufnehmen und einschmelzen, scheinen einen unausschöpfbaren Wasserbehälter zu bilden, der zu der Fruchtbarkeit und Schönheit fast aller angränzenden Staaten, so wie zu den erhabensten und lachendsten Schauspielen des Vaterlandes selbst, einen sich immer verjüngenden Vorrath hergiebt. Der Gott- hard besonders scheint in sich alle Quellen zu sammeln. Aus der Furka, einem seiner Aeste, entspringt die Rhone; der Rhein, einer der grössten und gewiss der fruchtbarste aller Flüsse Europens an dem Crispalt und dem Lukmanier, zweyen Nebengebirgen des Gotthards. Aus seiner Spitze quillt endlich die Reuss und der Tessin. Der Inn, der in dem Gotthansbunde ohnweit Sils entspringt, und dann durch Graubünden sich fortziehet, verstärkt die Donau um mehr als die Hälfte.

Von

Von den obersten Firnen der Grimsel, eines der höchsten Schweizergebirges, stürzt sich aus dreyen Quellen die Aar mit einer reissenden Schnelligkeit herab, und im grossen Thale des Canton Glarus kommt die Limat aus der Limmern - Alp hervor. Alle diese Ströme wachsen in einem kleinen Raume zu einer beträchtlichen Grösse heran, und theilen sich dann der ganzen Nachbarschaft mit. Solche Gebirgsketten mit so unerschöpflichen Vorrathskammern von Wassern sind gewöhnlich denen Erdgegenden eingemischt, deren sandigter oder steinigter Boden nicht in sich selbst eine hinreichende Befeuchtung verschliesst. Keine vom Meere so entfernte Provinz hat daher eine solche Menge kleiner Flüsse, und es giebt wenige Stellen derselben und kaum eine bebaute Strecke des Landes, die nicht einen so grossen inneren Wasserüberflufs, eine solche Menge von Quellen und Bächen hätte, dass man sie nicht mit geringer Mühe unter Wasser zu setzen im Stande wäre.

Aus jener Beschaffenheit des Bodens, aus den nackten oder mit Schnee bedeckten Erhebungen, und aus dem daraus entsprin-

genden Mangel an Holzungen fließt denn auch die Beschaffenheit des Climas und der Witterung. Beide sind in den eigentlichen Alpengegenden und der ihnen angränzenden Nachbarschaft die meiste Zeit des Jahres hindurch rauh und unfreundlich. Der Aufenthalt der Aelpler darauf ist meistens auf einen Zeitraum von vier Wochen beschränkt. Eine beständige entweder von keinem, oder von den schneidendsten Winden unterbrochene Kälte, und sehr nasse Schneenebel haben fast das ganze Jahr hindurch diese Strecken in Besitz. Der Grad der Kälte und Wärme ist deswegen nach Maafsgabe der an den Eisbergen näheren oder von ihnen entfernteren Lage der Gegenden äußerst verschieden. So ernährt das Waatland Marona, Mandeln, Citronen, Lorbeer und Rosmarienhecken, die selbst in freyer Luft den Winter ertragen; in jenen kalten Gegenden aber kommen kaum die unedleren Früchte fort.

Aber die Erhöhung des Bodens, und eben diese Alpen, welche im Ganzen die Luft immer reinigen, weil sie ihre Bewegung durch Winde und Gewitter befördern, geben

der

der schweizerischen Luft einen hohen Grad der Verfeinerung und Gesundheit. Alle Schweizer sind von dem höchsten Feuer des Lebens erfüllt, und die Mädchen scheinen ihr Blütenalter nie verlassen zu dürfen. Wenig Krankheiten herrschen epidemisch; die Bewohner erreichen ein hohes Alter und erfreuen sich in ihm noch der höchsten Fülle möglicher Kraft. Diese Reinheit und Munterkeit der Bergluft, welche den Körper so wenig drückt, vielleicht nebst der Schönheit und Erhabenheit schweizerischer Gegenden und der Verschiedenheit der Lebensart, stimmen den Schweizer wahrscheinlich auch zu der Sehnsucht nach seinen vaterländischen Fluren, zu dem bekannten Heimweh, das ihn, und besonders den Bergbewohner oftmals mitten unter den Glückseligkeiten fremder Himmelsstriche befällt, bis zur tiefsten Schwermuth beängstigt und selbst seinem Leben Gefahr drohet. Ehedem spielten die Musikanten der französischen Schweizerregimenter den berühmten *Kuhreihen*. Aber man fand sich genöthigt ihn, bis auf das Pfeiffen desselben zu verbieten, da er oftmals die Soldaten in Melancholie versetzte, und gelegent-

lich Desertionen veranlaßte. Aus den einfachsten Tönen eines friedfertigen Lebens zusammengesetzt, scheint er in fremden Ländern, alle Erinnerungen an das stille, in sich verschlossene Glück häuslicher Unschuld, an alle Schwärmereyen der Jugendblüthe des Lebens, an die Träumereyen der Jahre des ersten Erwachens wieder aufzuregen, die vielleicht neue Gegenstände einschläfert, die Pracht der Residenzen, und die gute Aufnahme in der Fremde. So hatte der Lord Marshall in Potsdamm einen alten schottischen Hochländer in seinen Diensten, den die Töne einer Sackpfeife selbst im Schlafe bis zu Trähnen rührten.

Die Schweiz hat das Eigenthümliche schneller Absprünge in ihren Szenen. Alle Grenzen derselben sind nahe aneinander gerückt. Oft finden sich in einen kleinen Raum alle vier Jahreszeiten gezwängt. Mit einer Hand pflückt man gleichsam die Kinder des Frühlings, indess die andere die Früchte des Herbstes berührt. Ein Fuß steht in einem Felde reifer Saaten, und der andere ist in einer Schneescholle begraben. So haben jene kalten,

kalten, rauhen Gebirge oft das mildeste Clima in den freundlichsten Thälern zum Nachbar; Felder im Schatten dicker Waldungen, überblümt von fruchtbaren Wiesen von den Silberstreifen kleiner Waldbäche durchwürkt, und mit reizenden Seen punktirt. So ist das Haslithal von einer ausnehmenden Fruchtbarkeit und mit einem Reichthum von Holze, besonders Buchen und Fichten versehen. Nahe an der Furka gedeihen Tannen und Weiden, Eschen und Eichen, und von den Erdfrüchten, Bohnen, Erdäpfel und Rüben, selbst Haselnüsse und Maulbeeren. Das Thal von Grindelwald bringt Gerste, Rocken und Hanf im Ueberflufs hervor, und eine Menge von Fruchtbäumen erreichen hier ihre Vollkommenheit. Das Glamerland, auch ein solches Thal, dessen beträchtliche Grösse es indess doch schon von den andern einigermaßen absondert, ist ebenfalls von der auffallendsten Fruchtbarkeit. In manchen von ihnen bringen heftige Mittagswinde die den Frühling bezeichnen und allen Schnee in kurzer Zeit wegschmelzen, wie z. B. der Foen, die Früchte sehr früh zur vollkommenen Reife. Doch sind überhaupt diese Thäler nur im

Frühlinge und im späteren Herbste mit Vergnügen bewohnbar; im Sommer nähren sie eine so erstickende Hitze, daß zuweilen alle Quellen vertrocknen und die Wiesen verdorren. Alle Früchte reifen so schnell, daß sie der eigentliche Sommer nicht mehr vorfindet. Dafür drückt in diesen Thälern auch der Winter doppelt so hart; ein unaufhöflicher Schnee bedeckt manche Ortschaften ganz, und die Einwohner verlieren untereinander allen Zusammenhang. Nicht selten erschöpfen sich, bey einer anhaltenden Kälte alle auf diese Zeit gesammelten Vorräthe so sehr, daß die armen Bewohner ihr Leben nur mit Mühe bis zur schönen Dämmerung des neuen Frühlings erhalten.

Ganz anders ist es indess, wie ich schon oben erwähnt habe, in dem mitternächtlichen Theile der Schweiz, wo die Gebirge sich minder erheben, der Schnee nur eine kurze Zeit sie bedeckt, selbst oft im Winter zerschmilzt, und da die Wolken sich selten und nur bey einem anhaltenden Regenwetter bis zu diesen Bergen herablassen, auch die Quellen und verwüstenden Wasserfälle weniger

brau-

häufig sind, als in der mittäglichen Gegend. In diesen Strichen lacht dann auch aus allen Gegenständen die holdste Fruchtbarkeit den Reisenden an, weit verbreitete Weingärten, volle Wiesen, reiche Felder, langsam schleichende Ströme, — alles erscheint mit der Milde bezeichnet, welche diesen Theil der Eidgenossenschaft prägt.

Immer hängt sich einer solchen seltsamen Gestalt des Bodens, dieser Mischung von Höhen und Tiefen, auch eine eigene Witterung an; schnell wechseln die Winde; ein Regen löst sich oft augenblicklich in einen Sonnenschein auf, und selbst die heitersten Blicke des Himmels scheinen mit Tropfen geschwängert. Oft stürmen um die Gebirgsspitzen die furchtbarsten Gewitter, indess ein heiterer Sonnenschein die untern Thäler belächelt; und alles hallt zuweilen in den Thälern vom Krachen der Donner wieder, indess die Bergspitzen im schönsten Abendroth blühen. Das Wetter ist in diesen Gegenden so unbeständig, daß Zeichner oft Wochenlang die schönen Tagesstunden zusammensuchen müssen, um ihre Gemälde zu vollenden.

Ich selbst habe einmal auf dem Genfersee von Seligny bis Nyon in einer Zeit von 25 Minuten alle Arten des Wetters erlebt; ein über meinen Kopf weggehendes Gewitterschauer mit einem äußerst heftigen Regen und Hagel, darauf einen ganz heiteren Himmel, und dann wieder einen so starken Schnee, daß ich ganz bereift in Nyon anlangte. Vom Regen kann man, ohne in der Schweiz gewesen zu seyn, keine Vorstellung haben; denn wenn er nur mit einiger Heftigkeit ausbricht, so fallen so große Tropfen, daß man in einem Wasser Gefässe zu sitzen scheint. Die Klüfte und wilden Schründe sind immer beschäfftigt Wolken zu bilden. Deutlich sieht man diese aus ihnen hervorquillen oder an ihren Mündungen hangen. Sie scheinen eine milde Wärme in ihrem Inneren zu nähren, welche die Gewässer, die sich in sie ergießen und verschlossen bleiben müssen, in jene feinen Dunsttheilchen zersetzt, woraus die Regenwolken sich bilden. Mehrentheils sind diese so mit Wassertheilen beschwert, daß sie nur um die Mitte der Berge herumschwanken, ohne sich bis zu ihrem Gipfel erheben zu können. Dies bildet für den darüber erhabenen

benen Reisenden einen der prachtvollsten Anblicke. Denn wenn sie sich in einer so großen Menge gesammelt haben, daß sie Kraft genug erhalten, von den Gebirgen sich loszureißen, so dehnt sich das Ganze zu einem wellenformigen Gewebe aus; bey einem gelinden Schwanken des Windes glaubt man an dem Ufer eines schäumenden Sees zu stehen, der doch nur leise, kleine Wellen schlägt; oft öffnen sich Stellen im grauen Vorhange; ein einzelner Sonnenstral dringt bis auf das unten liegende Land, und schnell vergoldet sich der grüne Schmelz der Fluren in einem kleinen Bezirke, der wie durch die Oefnung eines Fernglases hervorschimmert, oder das Auge blickt in den Glanz eines Schneethales, in dessen Einförmigkeit es sich wie im Unermesslichen verliert. Dies große Schauspiel gewinnt noch einen unendlich erhebenden Reiz, wenn ein Gewitter entsteht. Man nimmt dann keine einzelnen Blitze mehr wahr, sondern das ganze zu seinen Füßen ausgespannte Tuch scheint entzündet zu werden; der Blitz quillt, wie in Bächen, aus den höheren Wolken; feurige Wellen treiben bey einem jeden Windstosse aneinander; aus

einer

einer Woge schlagen Sterne in die andere hinüber, kleine Wolkenrisse stellen die Gegenstände wie in einem allgemeinen Brande bey einem jeden Wetterstrahl dar, und an die Felsen scheint eine rauschende Brandung sich in Funken zu brechen. Hierzu denke man sich das Krachen der tausendfältigen Donner, die bey der Häufigkeit des Blitzens sich immer verschlingen, in einander übergehen, sich einander verstärken, grosse Lawinen unter rauschenden Toben mit einer Fluth von Felsenstücken herabreißen und zu einem Gestöber zerstreuen; hierzu das Heulen und Pfeiffen des Windes, welches in den Höhlen und Klüften sich sechsfach verstärkt, das Stürmen durch die Regengüsse geschwollener Wasserstürze, und endlich einen unsicheren Standpunkt des Beobachters, der über einem Abgrunde schwebt, — und man wird es empfinden, was in ihren gräselichen Wirkungen alle Zuckungen der Natur, und aufgewiegelte, gegen einander sich regende Kräfte vermögen.

Oft fahren auch diese Wolken mit einem starken Gezische, gleich einem dichten Schley-

Schleyer, vor dem Reisenden vorüber; oder sie senken sich so tief auf das Land in der Gestalt starker Nebel herab, daß sie Bäume und Thürme nur halb bedecken, und die andere Hälfte gleich kleinen Inseln aus ihrem Meere hervorragen lassen. Jeder Wind wechselt ihre Gestalt, und bey einem reinen Sonnenschein ihre Farben; oft haben sie ein Regenbogen-gemisch, oft sind sie in eine sanfte Einheit gekleidet. Manche Oerter der schweizerischen Gebirgsgegenden, wie der St. Gotthard, bleiben meistens von den Gewittern verschont; diese sind aber dann um so fürchterlicher, wenn sie einmal diese erreichen; andere Gegenden hingegen sind unaufhörlichen Gewitterstürmen ausgesetzt, die sich oft augenblicklich erzeugen. Die Aelpler, welche den grössten Theil des Jahres über, den Himmel zu beobachten Gelegenheit haben, sind von der Erfahrung allmählig mit sicheren Regeln ausgestattet, aus dem Heben und Sinken, der Gestalt, den Eigenschaften, und dem Gange der Wolken mit sehr grosser Sicherheit auf die Beschaffenheit des kommenden Wetters Schlüsse zu ziehen. Selten irren sie; denn diese Regeln scheinen zu einem geheimen Instinkte

stunkte angewachsen zu seyn, da von ihrer Befolgung, ein Theil der Gesundheit und Sicherheit ihrer Heerden, und also das Ganze ihrer Nahrung und Glückseligkeit, abhängt.

Diese Verschiedenheit in der natürlichen Verfassung des Landes, und die davon abhängige Mannigfaltigkeit und Abwechslung in den Jahreszeiten und der Witterung bestimmen die Fruchtbarkeit der einzelnen Cantone. Ueberhaupt scheint man die Regel annehmen zu dürfen, daß der mittägliche oder Alpenheil wenigere aber desto kräftigere, der mitternächtliche oder ebenere hingegen schwächere aber um so viel mehr Produkte hervorbringe. Die Pflanzen dieses platten Landes äussern nicht die Hälfte von der Wirksamkeit der Alpenerzeugnisse. Die Milch ist in den Gebirgen fetter gewürzhafter und geschmackvoller; das Fleisch bekommt in der Reinheit und Dichtigkeit der Luft mehr Consistenz und Farbe; die wenigen Früchte, welche die engen Gletscherthäler etwa erziehen, erhalten von den zusammengedrückten Sonnenstrahlen mehr Feuer und Stärke; ja selbst der Aelpler, als ihr reinstes Produkt, sondert sich von dem Thal-

Thalbewohner in seiner frischen Rohheit und der straffen Munterkeit seines Sinnes. Das Thal Veltlin in Graubünden, das von allen Seiten beynahe sich von Gletschern eingengt findet, ist daher eins der fruchtbarsten der Schweiz. Von der Adda durchströmt, die alle Waldwässer in ihrem Schoos aufnimmt, und im Busen hoher Felsen von den Sonnenstrahlen tausendfach durchheizt, nährt es fette Winter und Saattfelder, Weinberge und schöne Kastanienpflanzungen. Sein rother Wein kommt dem italienischen an Feuer beynahe gleich, und dies kleine Eden giebt selbst Feigen, Maronen, Pfirsichen, Melonen, Mandeln, Citronen und Granaten, Gedeihen. — So hat auch Wallis, das eigentlich nichts weiter ist, als ein großes, von zweyen Alpenketten umzaumtes Thal, ungemein viel Stärke der Fruchtbarkeit. Auch sein Wein kommt dem italienischen nahe, und es ernährt eine Menge von edlen Baumfrüchten.

Die Erde hat überhaupt zwar im Ganzen nicht die Fruchtbarkeit des italienischen Bodens und der mittäglichen französischen Länder, aber auch nicht die Magerkeit des Nordens.

Nordens. In jenen ebenen Gegenden bauet man das Getraide in groffer, wiewol für die so ansehnliche Volksmenge noch nicht in hinreichender Menge. Mayland, Schwaben, der Eliaß, Burgund, müssen durch ihren Ueberfluß hier den Mangel ersetzen. Alle Bemühungen patriotischer, physikalischer und ökonomischer Gesellschaften, Akademien und Klubs haben es noch dahin nicht bringen können, den Ackerbau bis zu dem Punkte zu treiben, der alle fremde Einfuhr entbehrlich machte; und der aus einem hinreichenden Kornbaue entspringende Gewinn für das Ganze scheint auch so beträchtlich nicht zu seyn, um den Bauer für verlohrene Weide, also für seinen Haupt Nahrungs- und Erwerbungsweig hinreichend entschädigen zu können, da nach allen Vergleichen des Käseabsatzes der Schweizer mit dem Korn-einkaufe von ihren Nachbarn immer der Gewinnst noch auf die Seite der ersteren fällt. Je höher nach Mitternacht hinauf, desto leichter kommen die edleren Getraidearten fort. Weizen bekommt nur in den Gegenden mit leichten Winterfrösten, der Rocken gedeihet nur in wärmeren Strichen, wie der Hafer.

Hafer. Die Gerste hingegen bauet man schon in den gebirgigten Landschaften, selbst bis zu den Alpen hin; in den Gebirgsthalern nur Gersten, Hafer und Bohnen. In jenen milderen Landschaften bauet man auch Winterfrüchte neben dem Sommergetraide. Meist tragen die Aecker nur acht - bis neun - seltener zehn - bis zwelffach. Diese fetten Felder benutzt man nur zu dem Getraide, und dies hat den Tabak, den man einmal, doch natürlich mit Schaden, anzubauen versuchte, gänzlich verdrängt.

Alle Oerter der Eidgenossenschaft bauen *Hanf* und *Flachs* in Menge; obgleich noch nicht genug, um alle die Leinwandfabriken der Schweiz mit hinreichenden Materialien zu versorgen. Denn zu den schlechtern Gattungen des Leinen erhält man sie aus Elsass und Brisgau. Zu den feineren Stoffen scheint fein Anbau hinreichend zu seyn; denn so viel ich weiß, wird kein ausländischer zu allen denen edleren Leinwandarten genommen, die im Thurgau, in Bern und St. Gallen gemacht, und von da aus nachmals in alle benachbarte Länder, nach Frankreich, Italien und

Deutschland mit grossem Absatz und Vortheile verführt werden. Dieser Zweig des Anbaues und der Manufakturen liesse sich ohne Zweifel noch höher treiben, und mit grösserem Vortheile, als der Kornanbau, benutzen, da er theils in den Gegenden, wo keine Getraide mehr fortkommen, recht gut gedeihet, theils auch auf einmal mehrere nützliche Bürger des Staates beschæftigt, und mit mehr Vortheil und Bequemlichkeit ernährt und kleidet, als der mit dem Pfluge erworbene Schweiss.

So findet man auch in allen wärmeren Gegenden den Wein im Ueberflusse; am besten bekommt er indess im Waatlande, und vorzüglich am Genfersee. Hier ist der weisse Ryswein, oder der Vin de la Cote von einer Güte, daß er beynahe den alten Rheinwein verdrängen könnte. Dann ist er gut in Neuchatel und Valengin, im Argau, im nördlichen Theile des Cantons Zürich in Cleve, Unterwallis, bey Schaanhausen und im Rheinthal, in Solothurn, Freyburg und in den italienischen Landvogteyen; aber alle diese Weine in diesen ebeneren Gegenden gezogen,

zogen, kommen doch an Feuer und kraftvoller Lieblichkeit nicht den italienischen bey, deren man sich in denen Gegenden bedient, welche gar keine Weine eigenthümlich bauen. Besonders ist der von Zürich und Schathausen sauer und einer nur etwas verwœhnten Zunge vœllig untrinkbar. Man findet daher die italienischen Weine fast in allen Schweizerkantons, vorzüglich aber in denen an Italien gränzenden, wo sie den gewœhnlichen Tischwein an den Tafeln ausmachen. Der rothe Neuburger Wein, der auch im Canton Bern wæchst, hat noch unter den eingebohrnen die vorzüglichste Güte. Sie werden sæmmtlich nach Schwaben und dem oberen Theile Italiens, auch zum Theil in die franzœsischen Provinzen in betræchtlicher Menge ausgeführt; ein Grund von den sonst ungreiflich hohen Preisen der Weinberge, wovon der Morgen in guten Gegenden oft mit 1000-1200 Gulden bezahlt wird. Ueberhaupt schaden dem Weinstock die bestændigen Abwechselungen des Wetters, das oft die schœnsten Hofnungen in einigen Tagen zerstœrt. Und der hæufige Anbau schadet wieder dem ganzen Lande durch die Wegnahme manches

besser anzuwendenden Platzes, und dem Volke durch die häufig einreißende Unmäßigkeit im Genuße.

Die übrigen edleren Baumfrüchte bauet man an allen Orten der Schweiz in Menge; alle Gattungen des Obstes, die schönsten Arten von Aepfeln und Birnen; von welchen letzteren man ganze Alleen angepflanzt siehet, und die man zu einer guten Sorte eines Mostes benutzt, welcher halb eingefotten, wirklich einiges Feuer erhält. Dieser Most dient dem gemeinen Schweizer, der zu arm ist, um das Bier, das überhaupt nur wenig getrunken wird, bezahlen zu können, zum gewöhnlichen Getränk. So auch Nüsse und Castanien; Maulbeeren, Mandeln, Feigen und Granaten, in den wärmeren an Italien gränzenden Thälern, Pflaumen und Kirschen, aus denen man das bekannte Kirschwasser brennt, das jedem Fußgänger der Alpen so nützliche Dienste leistet, da es alle durch das Steigen verlohrene Kräfte am schnellsten und wirksamsten wieder herstellt. Safran wird sehr schön im unteren Theile des Walliserlandes gebauet.

In allen denen Gegenden, die man zum Getraidebau und zu eigentlichen Pflanzungen der edleren Baumfrüchte ganz untauglich findet, oder wo man zu wenig erhält, um alle Bedürfnisse mit Bequemlichkeit bestreiten zu können, überläßt man es der Natur einen anderen Weg der Ernährung und der Cultur einzuschlagen, oder unterstützt sie auch allenfalls mit einem geringen Aufwande. Hier bringt sie die schönste Weide hervor, die feinsten Graseplätze fürs Vieh, durchwebt mit den balsamischen Kräutern, mit der aromatischen Gesundheit schöner Alpenpflanzen. Wo kein Pflug mehr fortkommt oder kein Saame gedeihet, findet das Vieh einen Ueberfluß an gesunder, nahrhafter Kost. Wo der Bauer nicht einmal seine Felder mit Schweiß düngend, mit aller Anstrengung, die Ausfaat wieder erhalten würde, da sieht der ruhige und fröhliche Hirte seine Kühe im hohen Grase weiden, und ihm selbst die Ruhe mit Ueberfluß und Reichthum bezahlen. Diese Art des Nahrungserwerbes ist für das ganze Land höchst vortheilhaft; denn unter allen Erdstrichen erzieht die Schweiz auf ihren kalten Alpen und in den daran stossenden

fruchtbaren Thälern die kräftigsten Kräuter, daher das schönste Vieh, welches die schmackhafteste Milch und Butter giebt, und einen Käse, dessen Wohlgeschmack und Kraft fast das ganze Europa kennt. So ernährt das Glarnerland in einem Bezirke, der 9 Stunden in der Breite und in Stunden in der Länge hat, bey 15000 Stück grossen Viehes und die 10000 Morgen, worinn die samtlischen Berge eingetheilt sind, werfen jährlich an 3 Millionen Gulden Einkünfte ab.

Dieser unermesslich reiche Vorrath schöner Pflanzen, welche unter dem Schnee im Winter vergraben, von ihrer eignen Asche als dem fettesten Dünger, befruchtet und von einem leichtern und reinern Wasser bethauet, die Fülle von Kraft sich aneignen, der sie über alle einer andern Erdgegend erhebt, ist denn auch dem Schweizer selbst unmittelbar nützlich, reiniget durch seine Dünste den Aether und giebt ihm nützliche Heilmittel an die Hand, die ihn selten in irgend einer Krankheit verlassen. Aus den aromatischen Pflanzen des Glarnerlandes wird der treffliche Glarner - oder Schweizerthee bereitet, der durch

durch das halbe Europa als eins der besten Stärkungsmittel gebraucht wird. Ihre Mannichfaltigkeit ist so groß, daß man auf den Alpenspitzen Lappländische und an ihrem Fuße wieder solche Gattungen findet, die am Vorbirge der guten Hofnung einheimisch sind.

Wie alle Erdstriche, die noch einer allgemeinen Bebauung nicht unterworfen sind, hat die Schweiz an einigen Orten einen großen Vorrath brauchbarer Waldungen, und wie in allen Ländern, die Manufakturfleiß belebt, der immer im Anfange in des Landes natürlichen Reichthümern schwelgt, ohne eher, als sehr spät, wieder an ihren Ersatz zu denken, fängt auch hier der Ueberfluß an abzunehmen. Einige Gegenden leiden sehr merklichen Mangel, andere helfen sich nur noch kümmerlich durch. Uri, Schweiz, Unterwalden, Glarus und einige andere sind mit weitläuftigen Waldungen von Buchen, Lerchenbäumen, Birken, Tannen u. s. w. versehen; andere, wie das Urseern Thal, das Thal Avers im Gotthausbund, darben in kahler Naktheit. Auch hat der Canton Bern

noch sehr schöne und große Waldungen; der Jura, ein Waldrücken, erstreckt sich fast durch das ganze Waatland; Zürich hat seinen Sihlwald, und die Stadt Gofingen ihren Bauwald, der sonst selbst den Niederlanden Mastbäume lieferte. Dagegen wachsen an andern Orten weder Stauden, noch Bäume. Selbst die Viehzucht ist dem Anbau neuer Holzungen nachtheilig, weil sie sowol den Platz zu den Pflanzungen einschränken muß, als auch die neuen Anschüsse ihrem gefährlichsten Feinde, dem Hornviehe preis giebt.

Diesem sich einfindenden Mangel hilft die Auffindung des Torfes einigermaßen ab, der sich in allen Thälern ohne Mühe und Kosten graben und bereiten läßt, und dem Lande einen um so größeren Vortheil einbringt, weil seine Asche alle Futterkräuter am kräftigsten düngt. Auch hat man die Steinkohlengruben, die hin und wieder, vorzüglich schön aber in dem Canton Zürich zu Kœpfach sich finden, zu benutzen angefangen, und sie in mehreren Städten zur Feuerung in den Fabriken und vielen Handwerksstätten eingeführt. In anderen Stri-

chen

chen hilft man diesen Bedürfnissen noch mit anderen Mitteln ab; wie mit der *Alprose* etc. welche die Einwohner mit großer Mühe am Ende des Sommers auf den Bergen zusammenlesen, oder mit dem Kuhmiste, den man gedörrt zur Feuerung benutzt.

Jene hohen Gebirge, die dem ersten Anblicke sich so kahl und unfruchtbar aufdringen, und nur höchstens einen Theil der vegetabilischen Schöpfung zu begünstigen scheinen, sind aber nicht so unbelebt, so von aller Thätigkeit und Wirksamkeit abgeschnitten, als sie uns vorkommen. Jene fruchtbaren, markvollen Kräuter, jene nahrhaften Moose verwesen nicht, dem zahmen Haushiethiere unerreichbar. Eine Menge wilder Thiere danken ihnen ihr Daseyn, wie den wilden Klüften ihre Behausung, den jähen Absprüngen ihre Sicherheit. Die Jagd ist das einzige Gewerbe und Nahrungsmittel manches Schweizers. Die Gemsen, wovon eine Gattung nur die höchsten Spitzen der Gletscher bewohnt, und bey dem nothwendig schlechteren sparsameren Futter die kleinere ist, und die andere die sich mehr in Holzungen und Gebüsch auf-

aufhält, gewähren dem Alpenbewohner eine Beschäftigung, die um so anziehendere Freuden mit sich führt, weil sie mit so unendlich viele Schwierigkeiten und mehrentheils einer anhaltenden Lebensgefahr verbunden ist. Diese unaufhörliche Aufmerksamkeit hierauf, hat die Thiere äußerst furchtsam gemacht; immer mit gespitztem lauschenden Ohre gehen sie ihrem kärglichen Futter truppweise nach; geschwisterlich theilen sie ihre, selbst öfters in der grössten Unsicherheit weggeschnappte Nahrung; doch stellen sie meistens achtsame Schildwachen aus, welche den Trupp bey einem herannahenden Feinde mit einem pfeifenden Tone warnet; und die Gefahr, welche die Alten bedrohete, scheint sich in Furchtsamkeit und Scheue auf die Jungen instinktmässig fortzuvererben. Wild springen sie bey jedem bedeutenden Laute, der zu ihrem achtamen Ohre gelangt, über die schrecklichsten Gründe; sie wagen alles, und greifen in Sprüngen selbst den Jäger an, den sie zuweilen mit sich in die Abgründe hinabreißen. Selten bringt man jungeingefangene Gemsen soweit, daß sie sich zu den zahmen Alpziegen gewöhnen, und mit ihnen zugleich

zugleich weiden. Doch giebt es einige einzelne Beyspiele. Nur im Sommer bewohnen sie die eigentlichen Gletscher, und der heranbrechende Winter drängt sie den wärmeren Thälern zu, in deren Nähe sie sich unter hangenden Fellen, in Grotten und gegen Lauwinen gesicherten Klüften, vor seiner Kälte bewahren. Wurzeln, die sie aus dem Schnee kümmerlich hervorsuchen, sind ihre einzige Nahrung; die Salzläken, die sie mit äußerster Begierde belecken, und wohin sie (besonders nach dem Filsmat im Urnerland) im Voll- und Neumond in grossen Truppen wallfahrten sollen, ihre einzige Wollust, und sie schleppen sich kümmerlich durch ein eides, freudenloses Daseyn, bis der Läger oder ein Fehltritt auf den Klippen es endet. Sie sollen ein äußerst zähes Leben haben, eine Meynung, welche wahrscheinlich wohl sich auf ihre, in der rauhen und kalten Luft erhaltene Festigkeit und die dicke Haut gründen mag, welche die Schüsse entfernter Jäger sehr gut ertragen. Ihr Fleisch wird sehr geschätzt, theuer bezahlt, und das Fell vielfach benutzt. Man bereitet es vorzüglich Achen im Haslithal, und handelt mit den schwarz-

schwarzgefärbten, die dem Samme am Glanze nichts nachgeben, über die Grimsel nach Rom. Da ihre Jagd so allgemein ist, und die Schwierigkeiten derselben eher den Muth der Schweizer aufzumuntern, als niederzudrücken scheinen, so hat man in einigen Cantonen, wie in Freyburg, Veranstaltungen getroffen, sie vor dem Schicksale der Steinböcke, die sich bis auf wenige Individuen fast gänzlich verlohren haben, zu sichern. Manche Berge sind bis auf eine gewisse Zeit den Gemsenjägern verschlossen, und manche Jagden überhaupt nur wenigen Theilnehmern offen.

Ehedem gab es mehrere Steinböcke in den Alpengegenden. Itzt haben sie Nachstellungen bis auf wenige Individuen ausgerottet oder sie in Gegenden getrieben, woraus sie nur selten hervorkommen müssen; denn nur wenige Leute der Gegenden sehen ihr ganzes Leben hindurch einen einzigen. Sie sind stärker beleibt als die Gemsen, und mit einem weit grösseren Geweihe, als diese, versehen, das zuweilen bis zur Schwere von 18 Pfund heranwächst. Weil der Steinbock

nur

nur die allerhöchsten Alpengegenden bewohnt, so hat er eine biegsamere Geschmeidigkeit des Körpers erhalten, die sich in den ungeheuersten Sprüngen zeigt. Die anhaltende, freye Jagd hat auch schon seit langer Zeit Bären und Wölfe aus den Gebirgen vertrieben. Iene finden sich nur noch im Engelterthale und Oberwallis, so zahlreich sie auch, der Menge von Wappen nach zu urtheilen, worauf sie erscheinen, in alten Zeiten gewesen seyn mögen. Sie haben sich zum Theil selbst nach Savoyen und der Dauphiné gezogen. So lassen sich auch nur höchst selten Wölfe und nicht anders als im Winter sehen. In den Alpen hat daher diese Jagd den ganzen Vorrath ihrer lebendigen Schöpfung auf Berghaasen, Bergfüchse und das friedfertige Murmelthier beschränkt, das in den Felsen der hohen Berge bauet, durch seine Fettigkeit eine leckere, nahrhafte, der Alpenkälte angemessene Speise giebt, und einem großen Theile der angränzenden savoyischen Bewohner lebenslängliche Beschäftigung und einen ganz erträglichen Unterhalt gewährt.

Alle diese Thiere bevölkern die Mittelstriche der Alpen. Aber auch ihr höchster
Gipfel



Gipfel ist nicht todt für die Schœpfung. Hier nistet der grœßte Raubvogel, der Læmmergeyer, welcher Gemsen, Ziegen, Haafen, Murmelthiere raubt, ja selbst junge Kinder angreift, und das weite Reich des andern Geflügels brandschatzt, das in einer Menge von Fasanen, Birkhühnern, Schnee- und Rebhühnern, Auerhähnen, Schnepfen, wilden Enten Gansen, und andern Vœgelarten die milderen Zonen der Alpen bevœlkert. Eine Menge anderer Raubvœgel, wie Adler und Falken, Stein- und Nachteulen wohnen in seiner Næhe und nehmen Theil an seiner Jagd. Im Jahr 1610 ward ein Mann aus der Stadt Schweiz von einem Læmmergeyer angegriffen, und allein von einem herzueilenden Freunde gerettet; und nur noch vor einigen Jahren riß ein Adler im Canton Bern ein zehn- und ein siebenjæhriges Kind von dem Schoosse einer Bauersfrau, die ruhig an der Thür ihrer Hütte saß und mit ihnen spielte. Auch an Fischen hat die Schweiz den mannichfaltigsten Ueberfluß. Die Forellen des Gotthards sind die delikatesten in der Welt. Man fängt sie an andern Orten oft 60—70 Pfund schwer. Alle Seen sind mit den zahlreich-

reichsten Gattungen angefüllt, und gewähren gerade den schönsten Gegenden eine mannichfaltigkeit im Genuße, die der Aelpler bey seiner einfachen Milch gar nicht begreift.

Die gewöhnlichen Jagd- und Hausthiere hat die Eidgenossenschaft sämmtlich; aber wodurch sie sich bekanntlich ihren wesentlichen, den ihr allein zugehörigen Vorzug erwirbt, — das ist die treffliche Zucht ihres Rindviehes. Unter ihnen findet man die Stiere von höchster Schöenheit und die Ideale wieder, deren Kraft und Ausdruck man sonst nur auf griechischen und römischen Denkmälern bewundert. Sie sind sämmtlich mit dem Adel geprägt, welchen der rauhe aber heitere Himmelsstrich, das einfache aber kraftvolle Futter, frische Luft und Weide seinen Zöglingen ertheilt. Die Natur hat ihrem Muthe selbst einen Instinkt eingepflanzt, sich gegen die Angriffe der Feinde zu sichern. In einem halben Zirkel gestellt und ihre Stirne auswärts gekehrt, treiben sie einen jeden Anfall zurück.

So dürftig auch im Ganzen die thierische Schöpfung der Schweiz gegen die der
mil-

milderen Erdklimate, gehalten, sich zeigt, so wird doch ihr Mangel an den æusseren auffallenden Reichthümern durch die innern Schätze ersetzt, die sie bescheiden in ihrem Schoosse verbirgt. Wenig Länder haben eine solche Fülle, und eine solche Mannichfaltigkeit, wenn auch nicht von glänzenden, doch von nützlichen Mineralien aufzuweisen, als sie. Der mit den deutlichsten Versteinerungen angefüllte Kalch, und die Thonerde, welche die schönsten Geschirre giebt, die sich in Felsenritzen und Höhlen befindende Mondmilch, welche mehrere Krankheiten heilt, und das Blut verflüst, der Lavezstein des Veltlins, den man wie Holz drechfelt, und zu feuerfesten Kochgeschirren aushöhlt, sind dafür Beweises genug. Einen vortreflichen Alabaster erzeugt das Walliserland. Mehrere Arten des Porphyrs finden sich in der Nähe der Alpen. Und eine Menge von Marmorädern streifen durch das ganze Land hin. Der von Oberhafsli ist eine prachtvolle Zusammensetzung aus mancherley Farben auf reethlichem Grunde. Andere sind Purpurfarben mit schwarz punktirt, andere grün und gelb gesprenkelt. So ist der von Gindelwald.

wald. Auch ist er ganz weiss und der Marmor von Büren ist gelblich mit rostfarbenen Flecken. Fast alle hohe Berge endlich verschliessen in ihrem Schoosse grosse Höhlen und prachtvolle Gewölbe, der schönsten Kry stallen, deren Auffindung manchen Schweizer auf zeitlebens bereichert, einen Theil der Beschäftigung mehrerer Alten der Aelpler, und deren Ausfuhr einen beträchtlichen Nationalgewinn ausmacht. Man bricht sie oft in grossen Stücken, selbst zu einigen Zentnern schwer. Das reichste Kry stallgewölbe, vielleicht in der Welt, entdeckte man vor beynahe 70 Jahren in der *Grimfel*, welches über 1000 Centner Kry stalle und einen Werth von 30000 Rthlr. enthielt. Ein Stück besonders von 8 Centner, und sehr viele von einer mehr als 1 Centner Schwere, machten das ganze Gewölbe fast unschätzbar. So fand man im Canton Uri im Sandbalm nicht lange nachher eine ähnliche, schon ehemals bearbeitete Grotte, wo man noch über 900 Stück Kry stalle antraf. — Vorzüglich schön sieht man sie auf den Gotthardischen-, Lehn- rinischen-, Chätischen- und Walliser Gebirgen, und überhaupt um so reiner, grösser und

Band I. Th. I. D schæ-

schöner, je höher man steigt. Da man diese Steine aber in der Schweiz noch nicht zu poliren versteht, und sie gerade in denen Theilen der Schweiz am häufigsten gesucht werden, wo man von Manufakturen und Künsten die armseligsten Kenntnisse hat, so werden sie roh in die benachbarten Länder, besonders nach Mayland, verführt, wo man sie aufstutzt und schleift. Salpeter und Steinsalz findet sich häufig in Bern; Steinkohlen der vortreflichsten Art beynabe in einem jeden Kanton; Spießglas, Bleyglanz und Blende in Wallis und Graubünden; Markasit und Kiese um Basel herum; Schwefel und Vitriolkiese bey Ilanz auf den mittäglichen Alpen und im Lügnerthal; lebendiger Schwefel in der vortreflichsten Reinigkeit bey Bex, und so eine Menge von anderen Mineralien der Art an verschiedenen Orten. Bex, Bevioux, Panex, la Roche sind ihrer Salzwerke wegen berühmt, deren ich unten noch einmal weitläuftiger erwähnen muß.

Auch alle eigentlichen Metalle haben die Theile der Schweiz aufzuweisen; Goldsand

fand der Rhein, nicht weit von seinem Ur-
 sprunge, die Reufs, der Goldbach in Luzern,
 die grössere und kleinere Emmat, die Aane,
 die Adda; Silber der Gotthard und einige an-
 dere Cantone, wie Zürich etc., wiewol we-
 nig rein, sondern mit Bleyerz untermischt
 und in Steine angesprengt; Kupfer, Graubündten,
 Davos, Glarus, und goldhaltige
 Stufen dieses Metalles, Sitten; Bleyerze das
 Palenzerthal, und Graubündten; Eisen der
 Bœzberg und der ganze Jura, wie auch ei-
 nige Stellen von Graubündten, Wallis,
 Zürich, Bern, Uri, Luzern, Unterwalden,
 Solothurn und Schafhausen; Quecksilber das
 Thal Vallengin, Bern und Solothurn; und
 andere Metallvermischungen noch mehrere Oer-
 ter. Aber nur das Eisen wird unter den Me-
 tallen mit beträchtlichem Nutzen bearbeitet,
 indem die anderen etwas zu spröde sind.
 Seltsam ist es, dass ihre Lagerstädte so sehr
 von der anderer Gegenden abweicht. Alle
 anderen mit mineralischen Reichthümern ver-
 sehene Länder haben sie in einer gewissen
 Tiefe erst, da hingegen die Schweiz in dieser
 Entfernung von der Oberfläche ihre Wasser-

massen einschliesst, und die Metalle der äusseren Rinde übergiebt.

Aus ihnen bereitet sie sich dann die grossen Vorräthe mineralischer Wasser und Gesundbrunnen, deren höchstwirksame Kräfte grosse innere Schätze verrathen. Eine Menge von Schwefelbrunnen finden sich durch die ganze Eidgenossenschaft zerstreuet, vorzüglich aber ist einer im Canton Schweiz auf dem Haken merkwürdig, den man, den Reisenden zur Bequemlichkeit, mit einer Mauer umzogen und einem Dache versehen hat; ein anderer, sehr benutzter bey Krattingen am Thunersee; zu Langenthal in Bern; einer an dem Loppberg in Unterwalden; in Horgen, zwischen Kilchberg und Rüschlikon; bey Charmay in Freyburg zu Prangin im Waatlande; etc. Auch hat der Schweizer sich so sehr an mineralische Wasser und Bäder gewöhnt, dass diese einen Theil seiner Hauptwollüste ausmachen.

Der stärkste Sauerbrunnen, der selbst den Pyrmonter an Kraft übertreffen soll, findet

det sich zu St. Moritz in der Mitte des Engadinerthales. Er entsteht aus den vitriolisch-martialischen Adern der umliegenden Gegenden und wird so stark davon geschwängert, daß er in einem Pfunde 1 Unze 26 Gran von diesen Theilen enthält. Häufig besucht ihn besonders der italiänische Adel, und er hat eine so gesunde und kalte Luft, daß die Gäste oft im Julius und August einzuheizen genöthigt sind.

Eins der berühmtesten heißen Bäder trifft man bey Baden im Aergau; ein Bad, das schon Tacitus kannte und das nachher den umliegenden Gegenden ihren Namen ertheilte. Ein ununterbrochener Zufluß von Menschen strömt hier alljährlich zusammen, für deren Bequemlichkeit und Gesundheit eine Menge von Anstalten getroffen sind.

Noch mehr beynahe wird das heiße Leukerbad in Oberwallis besucht. Hier trifft man gewöhnlich Leute von allen Nationen, besonders aber fast den ganzen Bernischen Adel, der sich eine zeitlang trotz der Unbequemlichkeiten der Reise über den Gemni,

und ungeachtet der wenigen Bequemlichkeiten, die er im Bade selbst antreffen konnte, fast alljährlich hier einfand. Indess athmet die Luft um Leuk eine so erquickende Frischheit, einen so wollüstigen Balsam, daß schon die Gäste zur Hälfte allein durch sie genesen; und jener Beschwerlichkeit des Reisens haben die Herren von Bern durch einen vortreflichen Weg über den Gemmi, den sie ganz in Felsen haben aushauen müssen, zum Theil abzuhelpen gesucht, obgleich er noch immer unter den Landstrassen eine der halsbrechendsten ist, die man in der Schweiz antrifft. Die andern Unannehmlichkeiten des Aufenthalts beym Bade selbst, werden sich aber wohl nicht eher ganz abhelfen lassen, als bis man Mittel ausfindig macht, die Lauwinen, welche von Zeit zu Zeit den Badeort verwüsten, einen andern Weg zu leiten. Vielleicht liesse sich dieser Zweck durch die Erbauung einer Mauer am Fusse des gefährlichen Berges, oberhalb der Bäder, erreichen. Ueberdem mitten in einem Thale von ungeheuren Bergen umschlossen, die der Schnee nie verlæsst, hat es eine so kalte Luft, daß man den halben Sommer beständig Feuerung braucht, und die Bewoh-

Bewohner des Dorfes nicht den ganzen Winter hindurch in ihren Häusern bleiben, sondern sich tiefer in Wallis herabziehen müssen. Und ungeachtet aller dieser Umstände habe ich doch noch in den letzten Jahren eine so große Menge von Badegästen hier angetroffen, daß man fast in ganz Leuk keine Wohnung mehr antreffen konnte, und eine solche ungezwungene Fröhlichkeit, die alle begeisterte, eine solche Harmonie in der Abschaffung alles lästigen Ceremoniels, in der Entfernung von allem Adelstolze und jeder erbärmlichen Arroganz, von denen selbst, ungeachtet Herrn Markards Versicherungen, das beste deutsche Bad, Pyrmont, nicht ganz frey ist, ein solches Ineinanderschmelzen der Völker und Stände, eine so heitere, zuvorkommende Artigkeit hier gefunden, daß ich die Stunden unter die frohesten meines Lebens rechne, die mir der Himmel in dieser glücklichen und schönen Verbindung zu verleihen erlaubte. Die Menge und die Mannichfaltigkeit der Nationen, welche Ein Ziel, der Zweck des gemeinschaftlichen Vergnügens, enge verkettet, eröffnet dem Beobachter ein Feld der interessantesten Vergleichen, und

in dem frischen, mineralisch geschwängerten Clima, in allen Reizen einer gleichsam zu Einer Familie gehörenden Gesellschaft, findet er immer verlohrene Ideen wieder, erstorbene Hoffnungen neu belebt, vergangene Ausichten wieder erweckt, und den freyen Frieden des Herzens in jedem munteren Pulschlage.

Weniger besucht, wiewol auch von vortreflichen Kräften, ist das Bad von Brieg. Es quillt weniger heiss, als das Leukerbad aus einem Felsen, der eine schöne, ganz von Bergen umschlossene Ebene begränzt, dicht neben einer ganz eiskalten Quelle hervor, die wahrscheinlich sein in einem entfernten Kessel erwärmtes Wasser etwas abkühlt. — Von derselben Wärme und von gleichen Heilkräften ist das der Benediktiner-Abtey Pfeffers zugehörige Pfefferbad, das mitten zwischen Felsen in einer wilden Höhle entspringt. Man braucht es mehr zum Trinken als zum Baden, und verführt es daher weit stärker auswärts in alle Schweizercantone und selbst in die benachbarten Länder, als dass man es an der Quelle gebrauchte. Aehnlicher Art sind die Bäder von Schinznach,

ach, von Weissenburg in Bern, Rüschlikon am Zürchersee, von Altenau in Bündten, von St. Martin im Veltlin. Alle erhalten von der ichönen gefunden Schweizerluft neue Kräfte, von den lachenden oder wilden Gegenden, welche sie beschatten, immer neu anziehende Reize, und von dem heiteren Gesellschaftston des Schweizercharakters eine Befriedigung, die jeder Umgang in der Fremde sonst immer vermissen läßt.

Eine Uebersicht dieser Produkte der Eidgenossenschaft bewährt ihre reiche Ausstattung von der Natur. Und diese Aussteuer ist um so reiner und gütiger, da sie nichts oder nur wenig hat, was den Bewohner zu einem Luxus verführte; da alle ihre Befriedigungen der nöthigsten Bedürfnisse auf die sanftesten Lebensweisen leiten, auf einfache Beköstigung des Körpers und der Seele, auf den geheimsten Genuß ihrer Fülle, auf einen ewigen Frieden des Herzens. Der Schweizer findet allenthalben das, was er braucht; das, was ihn zu seiner physischen und moralischen Stärke erzieht, Milch und Käse, und wo diese nicht in ih-

rer höchsten Vollkommenheit zu bereiten sind, das nöthige Brodt; Holz oder Steinkohlen zur Feuerung, Hanf und Flachs zur Bekleidung, Wildpret und Geflügel in hinreichenden, und Wein in einem nicht zu reichlichen Maasse, müssen den schönen derben Charakter des echten Schweizers zusammensetzen, dessen frohe Unschuld uns Bewunderung abzwingt. Die Metalle sind nicht in einem so grossen Ueberflusse und nicht in einer solchen Güte vorhanden, daß sie ihm neue Bedürfnisse mit neuen Befriedigungen erkaufen könnten, und die Luft ist zu rein, die Alpen für Reisen zu gefährlich und schreckhaft, als daß sie nicht alle reichen Schwächlinge abhielten, oder doch sogleich ihre Bedürfnisse nicht einigermaassen verkürzten, die Mittheilung derselben nicht etwas begränzten.

Tiefer herab in dem flachen Lande erlischt auch schon die schöne Bedürfnislosigkeit, zu ausgesetzt den fremden Eingriffen benachbarter Länder, der Fülle einheimischer Befriedigungen, dem Manufakturenwesen und Handlungsgeiste. Dafür giebt dann Kultur dem

dem Geiste Bildung; und gegen die überflüssigen Reichthümer der Heimath tauscht man einen Schatz neuer Ideen ein, wenn gleich nicht eine Vergrößerung der Glückseligkeit, doch eine Mehrheit gebildeter Gefühle und heiterer Aufklärung. Man muß hier für beyde Seiten gerecht seyn. Der Bildungsgang der Natur will es nicht anders. Und gewöhnlich macht es den Erdstrich glücklich, wenn die Theile desselben ihre Güter wechselsweis austauschen; wenn das Gebirge einen Freyheitssinn in die Thäler hinabschickt, der geschmückt und geläutert wieder zurückkommt, und die starren Köpfe belehrt und aufheitert.

Drittes Kapitel.

Aeußeres der Schweiz.

Das Aeußere der Schweiz ist eine der vollkommensten Naturzeichnungen. Wie ich es oben gesagt habe, so betritt der Reisende, an der Grenze schon vorbereitet, das Land. Nicht nur auf die Anmuth und Pracht sinnlicher Gegenstände wird er allmählig geleitet, sondern er findet in den Eindrücken der Gegenstände auch allenthalben schon Winke der Lebensweise, des Ganges der Kultur und der klimatischen Einflüsse auf den Geist und die Herzen. Ein stiller See, hingegossen in ein lachendes Grün, nur mit sich beschäftigt, um seinen Ufern Gedeihen und Reiz zu geben, deutet schon in der Ferne auf die spiegelhelle Unschuld in den Gebräuchen hin, welche keine Gestade ausser sich sucht. Sanft durch steile Abhänge gebrochene Thäler

und

und dann wieder die Pracht der Schneegebirge, mit der Wuth des Ergusses ihrer Wasserfälle, ihrer Lauwinen, die der kleinste Hauch in die Thäler herabstürzt, bezeichnen alle verschiedenen Schattirungen des Charakters der Aelpler und Thalleute.

Ehedem hielt man die Schweiz für nichts mehr als eine starre Wüsteney. Die Besorgniß des Reisenden, immer auf berücktigte Gefahren, auf jähe Felsen zu stoßen, hatten ihn die sanften Thäler, die himmlischen Seen, die klaren Bäche übersehen gemacht, und in der nie vorhergesehenen Majestät eines Eisfeldes schienen alle Eindrücke des Schönen zu verlöschen, die man nur mit Mühe und Angst gesammelt hatte. Izt hat man sich allmählig durch die anhaltende Betrachtung der Natur, an das Auffallende gewöhnt, und auch für die holde Ueppigkeit schwelgerischer Gegenden Empfänglichkeit und Gefühle gewonnen. Denn selbst Kahlheit und Blöße erhebt den Blumenkranz, womit sie umwunden ist, und das schwermüthige Moos, dessen Betrachtungen zu den sanftesten Schauern einladet und erweckt,

hängt



hängt nur an den dürren Ruinen zerstörter Natur, und an ihrem nackten Gerippe.

Der Schweizer fühlt auch die Schönheit seines Landes. Das Frühjahr lockt Tausende zu einem frohen Landleben aus den Städten heraus, der ganze Sommer wird fast von allen reichen Familien auf Gütern verlebt, und das Auge ruht in jeder schönen Gegend auf einer zahllosen Menge von Villen. Nur erst nach geendeter Weinlese, und dem Genusse aller ihrer eigenthümlichen Lustbarkeiten, kehrt man in die Städte zurück.

Das Land gleicht einer ausgebreiteten Ebene, die mit unzähligen Gebirgen gleichsam besprenkt ist. Eine ununterbrochene Kette von Bergen und Hügeln durchstreicht den ganzen Raum, und diese eröffnen zuweilen ihren Schoofs zur Aufnahme einer grünen Aue, eines Sees, eines Flusses. Die Thäler haben indess selbst wieder ihre Vertiefungen und Erhöhungen, die mit den großen Gebirgen zusammenhängen, und kleine Rücken zu bilden scheinen, mit denen sich die großen in das Flache verlaufen. Die Flüsse
schmie-

schmiegen sich dem Gange dieser Hügel
 dicht an, und so entstehen die unzählbaren
 Krümmungen derselben, welche die Gegenden
 der Schweiz so unendlich erheben. In die
 tiefen Niederungen schütten dann auch mit
 der fruchtbarsten Erde die kleinen Hügel ei-
 nen Ueberfluß von Nahrung für das Gras,
 das seine Farbe und Schöenheit nach dieser
 Maafsgabe verändert. Die meisten Gegenden
 haben Felsen, die sich in mehreren Abätzen
 bis in die Wolken verlaufen; zwischen ihnen
 eröfnet sich dann wieder ein langes fruchtba-
 res Thal, mit Dörfern, Pfarreyen, Thür-
 men, Landhäusern, mit einzelnen Hütten
 und Heerden reich übersæet. Oft belebt, und
 verschöenert, bey der Ernte, ein volles Ge-
 wühl arbeitender Menschen das Ganze. Strö-
 me, welche die Fluren durchschneiden und
 in leisen Silberwellen sich um die Ufer krüm-
 men, mit einer Perlenschnur von schönen,
 in einen grünen Schatten versteckten Land-
 häusern besetzt, ein langlich gedehnter
 Wald, der allgemach an der Seite sich fort-
 zieht und endlich in den leisen blauen Duft
 der Ferne erlischt; kleine rieselnde Quellen
 am Wege, oder stürmische Wasserfälle, die
 sich

sich mit einem furchtbaren Lärm von den benachbarten Felsen in einem Staubregen ergießen; stille Klüfte aus dem Busen der Felsen gebildet, welche dann wieder den Reisenden empfangen; Klippen, deren Spitzen in alte verfallene Schlösser und Klosterruinen sich auflösen; der glatte himmelblaue Schmelz eines hellen Sees, oft mit einem wankenden Feuer überdeckt, von diesem Fusse, Weinpflanzungen mit Landhäusern und Baumgärten vermischt, die Berge amphitheatermäßig hinaufsteigen, — alles dies folgt aufeinander in einer ununterbrochenen Reihe, drängt sich hintereinander her, und ergreift den erschöpften Wanderer auf seinem Wege mit immer erneuetem, freudigen Schauern, oder entzückt ihn mit einem ewig wechselnden sanften Genuße. Oft glaubt er sich in einer langen waldigten Eincöde verschlossen, die sich endlich wieder in ein breiteres Thal verläuft, oder sich mit einem Hügel endigt, wovon er die entzückenste Aussicht beherrscht; dann geht der Weg wieder über den Rücken bepflanzter Hügel das Thal entlang; unter einer Fülle von Schätzen an Korn und Fruchtbäumen ahndet er nichts von den kommenden Szenen;

nen; auf einmal wird er hinter einem düsternen Haine von nackten Felsen empfangen, und nur ein kleines in die Berge gearbeitetes Loch scheint ein Jenseits vermuthen zu lassen; er wagt sich hinein; bebend wankt er eine Zeitlang durch das feuchte Dunkel, über den nassen Boden hinweg und plötzlich sieht er wieder ein weites Thal seine Arme eröffnen, mit einem milden Grüne bethauet, und die schauerliche Einsamkeit gespaltener Klüfte in alle heitere Tröstungen der Gesellschaft verwandelt.

Und nun das Prachtvollste, was alle Schweizergegenden zu ihren Eigenthümlichkeiten erhebt: der Anblick der Gletscher und ihrer Eisfelder, mit dem ganzen Schatze ihrer Abwechselungen, mit dem Reichthume ihrer Schattirungen, mit den Veränderungen bey steigender oder sinkender Sonne, bey heiterem oder getrübttem Wetter; im düstern Blau der Dunkelheit und im Regenbogenglanze ihrer Helle; im leichten Nebel der Ferne verschlungen, oder sich zauberisch unter allen Schrecknissen ihrer Nähe aufdringend. Schon ihr Anblick bey untergehender Sonne ist al-

lein eine Schweizerreise werth, haben mehrere Schriftsteller gesagt; doch wer versteht es überhaupt, Herr seiner schönsten erhabensten Gefühle in dem Maasse zu seyn, daß er sie in Worte aufzulösen und dem Gedächtnisse in empfindungslosen Formen für die Zukunft anzuvertrauen vermöchte. Jeder Maler hat nur die traurigen Schwächlinge seiner Empfindungen noch zur Darstellung übrig, die ihn an die Vergangenheit mahnen, und wenn ihn die Trümmer nicht auf einige Klarheit der Eindrücke leiten, so ist für ihn alles das unwiederbringlich verlohren, was ihn ehemals entzückte, was ihn erhob, was er für die Zukunft sich aufzuheben verlangte.

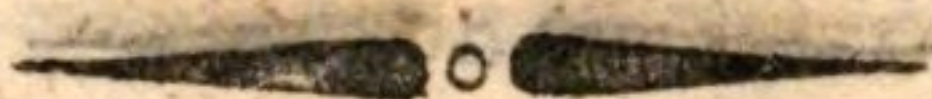
Ich will es hier wagen einige Gemälde wieder aufzufrischen, welche ich mir bey dem Genuße meinem ganzen Leben einzudrücken versuchte, welche selbst das wiederkehrende Bewußtseyn nachher in meine Empfindungen, in die vermehrte Offenheit meiner Empfänglichkeit verschlungen fand, mit deren Ausbildung und Verfeinerung mich jeder neue Beytrag beschäftigte.

Das ganze Eigenthümliche des Aeusseren der Schweiz hängt von ihrer inneren Struktur ab, welche durch die hervorstehenden Ecken ihres Gerippes bestimmt werden mußte. Allein die Berge machen das Eigene. Sie bestimmen die Schœnheit oder das Graßende ihrer Thäler, die Ufer der Seen, den Strom der Flüsse, selbst ihre mehr oder weniger schœne Farbe, die Klarheit oder den Schatten des Grases, die Eigenschaften der Wälder und ihrer Bebauung. Alle Szenen hängen an ihre Bildung unablässlich. Und die leiseste Windung in einer vielleicht höchst unbedeutenden Erdbläse verändert auf einmal die Physionomie aller Objekte. Alles was malerisch heisst, was man mit der Benennung eines Prospektes bezeichnet, hat in der Gebirgskettung seinen einzigen Grund. Dies alles sind Wahrheiten, die ein jeder Schritt in der Schweiz dem Reisenden aufdringt.

In dieser Hinsicht hat die Schweiz mehrere Hauptgegenstände, womit sie ihre Gegenden schmückt: schœne ausgebreitete Thäler mit ihren sanften Bergrücken, die Seen mit ihrem Ufer, die Flüsse mit ihren Wasser-

E 2

fællen,



fällen, und endlich, was sie ausschließlich besitzt, die Alpen mit der vollen Pracht der mannigfaltigsten Schœnheiten und Schrecknisse. Der Raum beschränkt meine Schilderungen nur auf wenige Szenen. Darum hier nur die vorzüglichsten.

Schon der Eingang in die Lænder der Eidgenossenschaft, wenn man sie zum erstenmale bey Basel betritt, leitet den aufmerksamen Reisenden sanft auf alle die Schœnheiten der Gegenden, die ihn mit dem ganzen Reichtume ihres Lächelns oder Ernstes erwarten. Die hohen Gebirge haben sich hier gerade in die breiten Bergrücken geendet, welche sich nur noch leise in die fruchtbaren Thæler einzudrängen scheinen, um dem Lichte einigen Schatten einzumischen, dem hellen Grüne der Felder einige Dunkelheiten hinzuzusetzen. Je weniger man dürre Abhänge bemerkt und graufende Höhen, desto thätiger sieht man die Menschen, das Flache zu nutzen. Statt daß man nachher nur einzelne Ziegen neben einem Hirten unter einem einzigen Baume zerstreuet grasen sieht, so geräth man hier in ein buntes Gewühl des Lebens, in ganze Hau-

Haufen brauner Arbeiter, kurzgeschürzter munterer rothwangiger Mädchen, hüpfender Kinder und Knaben; in das Gelaute großer Heerden von Rindvieh, in weit verbreitete Schatten von Hainen. Eine Menge von Dorfschaften sind dicht an einander gereiht, und die unzählbaren Landhäuser, die mit ihren Dächern und dem romantischen Schornsteinrauche aus dem grünen Schatten hervorsehen, scheinen nichts als leise Uebergänge des Lebens in das Leben, der Wirklichkeit ganzer Dorfschaften durch die Privatthätigkeit einzelner Hütten wieder in das Leben der Gesellschaft zurück. Alles lächelt hier den Reisenden an. Das helle Grün der Wiese, wie das Auge eines reizenden Mädchens, das unbekümmert und froh alle ihre Anmuth entschleiert, nichts versteckt, mit nichts prahlt, als mit einem blauen schmachtenden Auge, das unter einem leicht aufgesetzten Strohhuth und unter dem Schatten brauner Haare lüftern und freundlich hervorsieht. Dies ist auch der Charakter schweizerischer Natur, oder vielmehr jener der Sitte ist aus dieser entlehnt. Jedes Säuseln im Hainé scheint ein frohes Lied zu seyn, das die

Natur zu ihrer Arbeit fängt; die Ufer lächeln heiter am Quelle, als wenn sie aus ihm neue Erquickungen tranken, die Bäume scheinen freundlich mit einander zu sprechen, und in jedem Laute der Schöpfung ist hier noch Leben und Wirksamkeit, die nur erst tiefer ins Land in jene geheimen Schauer erstirbt, welche die Seele in Beängstigung fortreißen.

In der nemlichen Schöenheit erhalten die Gegenden sich bis zum Waatlande herab; ja sie gewinnen hier selbst neue, verfeinerte Reize. Besonders der Strecke desselben, welche um den Genfersee liegt, erwähnen alle Reisende, welche sie, mit warmem Gefühle und nur einiger Empfænglichkeit für Schöenheit und Grazie der Natur ausgestattet, betraten, in Ausdrücken des höchsten Entzückens. Zwar weiß ich es sehr wohl, daß dies Gefühl einige neuere Schriftsteller über diese Gegend verdächtig gefunden haben; aber sie waren wohl schon lange über die Jahre des Genusses hinweg, über die holde Rosenblüte, und — über jenen köstlichen Zeitpunkt des Lebens, wo die Fülle der Kraft gleichsam unser ganzes Wesen durch das

das Empfindungsvermögen ergießt und die ganze Natur durch die Wonne des Daseyns in unseren Augen verschœnert.“

Denn so wie man sich dem Genfersee nahet, fühlt man seine Empfindungen auch von einem gewissen leisen Entzücken ergriffen, von einer heiteren Zufriedenheit und Unbekümmerniß, die nur in einer Milde des Himmelftrichs wohnen. Jedes Kräufeln der Blätter untereinander, das Steigen der Bäume zu einander, das Ziehen der Wolken, das Schweben der Vögel; — alles scheint eine Ruhe zu haben, als wenn es sich gern an diesen reizenden Plätzen noch länger verweilen möchte. Wie süß ist dieser heitere Friede nicht, der in der Schœpfung alle geheime Bewegungen abmißt; wie theilt er sich nicht jeder Fiber unseres Wesens mit, und wie fest liegen unter ihm nicht alle Gefühle gebunden, welche unseren Leidenschaften angehören! Nur der Athem der Natur ist rein und erquickend, und innig verschlungen trinken drey schœne Grazien Leben aus dieser Quelle: *Gesundheit, Unschuld und Ruhe*. Diese drey Schwestern heitern die zarte Empfänglichkeit

auf, welche wir zum Genuſſe einer jeden Naturschönheit immer mitbringen ſollten.

Sowohl wie ich den Genferſee zum erſtenmal ſah, als auch nachher beym Genuſſe ſeiner ganzen Fülle, war das Wetter unbeschreiblich ſchön. Der Himmel war mit der lieblichen Bläue angethan, die, weil ſie durch eine leiſe Schattirung ſchwacher Dünſte etwas von ihrem Helldunkel einbüßt, dem Auge auch beſſer thut. Es hatte in der vorigen Nacht etwas und gerade genug geregnet, um den gelben und grünlichten Ufern des Sees ihre Friſchheit, den Lüften ein heiteres Leben, und dem See ſelbſt einige Bewegung zu geben, der ſeine klaren Wellen, durch welche man den Boden erkennen konnte, in erhabenen Beugungen fortzog. Kleine weißlichte Schaumwölckchen ſchwammen und jagten ſich mitten in dieſem dunkelblauen Himmel der Fluthen, und die Gipfel benachbarter Bäume tröpfelten in die lachende Farbe groſſe helle Kreiſe. Auch die Landhäuſer waren etwas aufgefrifcht und ihr lebhafter Contraſt gegen ihre Laubdächer hatte weit merklicher ſich gehoben. Genf war etwas in

Däm-

Dämmerung. Ein leiser Nebel, der stellenweis Wellen zog, verbarg besonders die eigentliche Stadt, verwischte aber nur die Umrisse von wenigen Villen, welche die See an beyden Seiten umarmen. Gleich einer Braut, die wenn sie den Geliebten empfängt, ihren höchsten Reiz schlaun versteckt und durch den Schleyer nur ahnden läßt, hatte er ein Gewebe über die savoyischen Eisberge gespannt, und aus den Weinbergen, Kornfeldern, und üppigen Wiesen quollen immer noch leise Dünste hervor, die sich aber bald zu Wolken zusammenfalteten, und über den See rechts hinwegzogen.

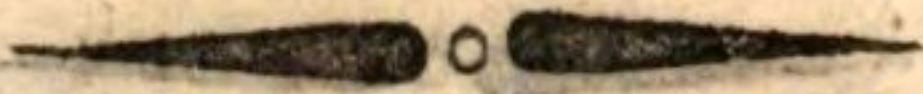
In dem Genfersee schmilzt die Erhabenheit und Mildheit des Vierwaldstätter mit dem unschuldigen Reize des Züricher-Sees zusammen. Er scheint, wie der Ritter von Boufflers sagt, Mignaturgemälde des Weltmeeres mit allen feinen Schönheiten und Schrecknissen zu seyn. Gewöhnlich hat er nichts von den feinem Dünsten anderer Seen, sondern der ununterbrochene Kreislauf der Winde macht die Luft so rein, daß man seine entzückenden Ausichten in ihrem gan-

zen Untange genießt. Die Gegenstände erscheinen, besonders nach einem Regen, in ihrer vöelligen Klarheit; und selbst die Eisberge haben sich selten in einen so starken Nebel gehüllt, daß sie sich vom Horizonte nicht in einem deutlichen Umrisse absonderten.

Um ihn dehnt sich die ganze Gegend herum, einem bebaueten Garten gleich, in dem man einem jeden Fußbreit Land einige Früchte abzugewinnen hoft. Denn nirgends in der Schweiz findet die Industrie sich so regsam; den unfruchtbarsten, rauhesten Klippen sieht man schæne Weinreben eingeklemmt, oder irgend ein Baum hat in ihren Ritzen Wurzel fassen müssen. Alles schimmert auf dieser Seite im Gewande einer feinen Cultur; wenn die savoyischen Gebirge mit ihren Schneemassen, Zacken und wunderbar gestalteten Spitzen, die man beym Eintritte in das Waatland schon sehr früh entdeckt, auf der anderen Seite nach Genf zu, wo die Felsen sich nicht so senkrecht ins Wasser stürzen, sondern noch einiger Bebauung Raum geben, mit der lachenden Fruchtbarkeit der Gestade die auffallendsten Con-

Contraste vermischen. An jenen Ufern wandert das Auge in unzählbaren, an die Berge hinaufsteigenden Weingärten, umher, unter Dörfergruppen, einzelnen Landhäusern, und ruhet dann wieder auf einer der vielen weißen Terrassen aus, deren blendende Helle ein heiteres Rankengewächs in einem schönen Abstiche mildert.

Ueberhaupt ähnelt das Pays-de-Vaud einem Amphiteater, dessen höchste Spitze sich im Jura begränzt, das nach dem Genfersee stufenweis niedergehet und in der Maasse seiner Annäherung zu diesem Wasserbehälter an Reichthum und Fruchtbarkeit gewinnt. Am Ufer des Sees nimmt man dies am deutlichsten wahr. Die Gewächse verlieren beym Hinansteigen, und die Fettigkeit des Bodens vertrocknet gleichsam zu einem dürrn Felsen, der den Gipfel bekränzt. Das Land von Rolle bis Genf ist der bezaubernde Erdstrich mit jenen unermesslichen Ausichten, die keine Worte beschreiben. Fast in der Mitte des Landes liegt Aubonne, jener Ruheplatz des berühmten Tavernier, der an die schönen Gegenden Asiens und besonders Armeniens



niens gewöhnt, doch diese mit einen so großem Wohlgefallen betrachtete, daß er ihr allein in der Welt die Gegend bey Erivan vorzog. Von dem Schlosse schon beherrscht man eine der weitesten Ausichten in der Schweiz, die beyden Armen des Sees bis an ihre Spitzen, und einen großen Theil der savoyischen Gletscher nebst dem Montblanc. Dicht aber neben Aubonne liegt ein Landhaus, Bougy genannt, das man als den schönsten Standpunkt der ganzen Eidgenossenschaft ansiehet.

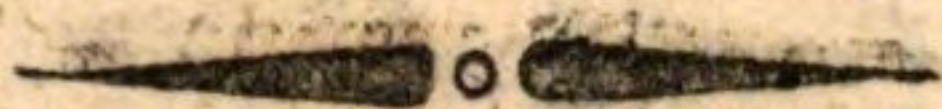
Selbst Genf liegt in einer Fülle lachender Ausichten und schöner, fruchttragender Gegenden. Am Ende des Sees ausgestreckt, erhält es von seinem Hafen und dem Zusammenflusse der Nationen darinn, ein neues und reglames Leben. Am Ufer des Wassers sieht man eine zahllose Menge von Villen gepflanzt, unzählbare Gärten, glückliche Anlagen. Alles scheint hier den Geist des Fleisses zu athmen, der das Schöne verschönert, und zugleich an die Reize des Anbaues sorgsam Benützung des Bodens knüpft.

Aber

Aber den entschiedensten Ruf der Vortrefflichkeit seiner Lage hat Vevay. Schon von der Natur ursprünglich zur Freude und zu einem heiteren Entzücken geweiht, hat diese Gegend aus Rousseaus Hand noch dies Gepräge melancholischer Liebe empfangen. Beyde Reizungen finden hier auch eine Fülle von Nahrung; und jene lebt gern in den friedlichen Milchhürten am Ursprunge der Vevaife, wenn diese sich an dem Anblicke der starren Klippen von Meillerie weidet. Nichts als ein reiner Sinn gehöret dazu, um unter dem Einflusse dieser Gegenstände alles das zu vergessen, was man ist und was man war; ein jeder Ehrgeiz löset sich hier in die sanfte Schwermuth auf, die uns über die Sinne hinwegrückt bis an die äußersten Grenzen der Phantasie; und die glänzendsten Entwürfe erscheinen hier wie kalte Schneemassen, die unter jedem Wehen lauer Lüfte von ihrem Umfange einbüßen.

Besonders hat man den Anblick der untergehenden Sonne vom Kirchhofe zu Vevay gerühmt. Und es ist wahr, dieses Schauspiel ist einzig. Ihre erblaffenden Strahlen verferr-

ken



ken dann die Spitzen der Gletscher in ein
ræthliches Feuermeer; und aus diesem Meere
scheinen sich zuweilen einzelne Wellen los-
zumachen, um den ganzen Himmel mit
Schimmer und Heiterkeit zu erfüllen. Ve-
vay mit der grünen Pracht seiner Weingärten
erleuchtet allgemach in dem Schatten, die Ufer
seines Sees verschmelzen mit ihren Krümmun-
gen in die farbenlosen Fluthen und die Klip-
pen von Meillerie hüllen sich in das kalte,
graufende Dunkel, das ihren Geist bezeichnet.
Ueberhaupt haben die Gegenden um Veray
etwas von dem Schönen aller anderen Län-
der, Contraste aus allen Erdstrichen; die
schönen Ufer der Vevaise und die schwarzen
Gestade vor Chablais.

Alle diese Szenen des Waatlandes, wel-
che eine Reise zu Lande nur zerstreut genos-
sen hat, sammelt in der blühendsten Pracht
ihre Reize eine Lustfahrt auf dem Genfersee
selbst. Mitten auf einer blauen, reinen Flæ-
che, überlassen dem sanften Spiele der
Wogen, und vom leisen Wehen der Lüfte
fortgezogen, gewinnt man die heitere Ruhe,
welche den Grazien die Empfänglichkeit öf-
net.

net. Alle Gegenstände verdoppeln sich sammt dem Geiste, der sie beseelt, im Spiegel der Fluthen und ihren Gentils. Das reiche Amphitheater zur Linken, worauf Rolle, Morges, Lausanne, Lutri, Cuilli, St. Saphorin, mit zahllosen Dörfern und Landhäusern umgeben, dem Blicke vorübersehleichen, hat man vor sich, die unbegreifliche Pracht der Wallisergebirge, welche mit ihren Riesenkörpern, mit der Mannichfaltigkeit ihrer Einschnitte, und dem damit verbundenen schönen Farbenspiele, mit der Wirkung des Hell- und dunkels, und dem malerischen, in dem Grau der Klüfte allmählich erlöschenden Silberschmelze, das Herz zu unnennbaren Gefühlen erweitert; und rechts die savoyischen Ufer, Bergketten von schwarzbraunen Thälern zer schnitten, die nach Meillerie zu, immer finsterner und waldigter werden. Auf ihnen sieht man allgemach mehrere Ortschaften vorbegehen. Bezaubernde Hügel ziehen sich bis Evian fort. Dicht gruppenweis über einander gepflanzte Wälder, ihnen eingemischte Vertiefungen, Dörfer, einzelne Gebäude, Schlösser, Grassflecke und goldgelbe Saatsfelder, die aus dem Busen der Klippen herabhängen,

hängen, hinter ihnen hervorragende graue und silberweiße Alpenspitzen, und vom Blitze versengte Felsen setzen ein Gemälde zusammen, an dessen Nachbildung nothwendig alle Kräfte menschlicher Einbildungskraft scheitern. Diese Ausichten drängen einander fort; eine neue Szene zieht sich über die andere her, und das Ganze scheint von einer seelenvollen Regsamkeit belebt, welche nur ihre Auftritte dem Auge des Zuschauers immer frisch zu verjüngern strebt. Acht Städte sieht man über die klare Bläue des Sees schweben, mit einer Menge von Dörfern umringt, die sich im Spiegel unendlich oft wiederholen; zahllose Gegenstände theilen sich einer jeden Welle mit, und hüpfen unter den Rosen des Abends munter umher.

Dieser Wechsel der Gegenstände und Farben dauert bis Mellerie fort. Hier werden die Felsen steiler und theilen sich senkrecht den Fluthen mit. Der See gewinnt hier, besonders wo er tief ist, das, was an Gegenständen seine Ufer verlihren, am reizenden Farbenspiel seiner Wellen, die bald blau, bald grau, violett, roth und selbst in grünlichen

lichten Streifen sich unter einander mischen, und wo er unergründlich ist, in ein tiefes dickes Schwarz zusammenfallen.

So kommt man nach Vevay, zu diesem durch Rousseau auf ewig geheiligtem Orte. „Hier verschwindet dann endlich jede Spur der Kunst, jedes ängstliche Gewühl von Menschenhänden. Man befindet sich im Schooße der allgemeinen zärtlichen Mutter, nur in ihrem Schutze, allein ihren Gesetzen unterworfen. „ Ihm gegenüber stürzen sich die Felsen von St. Gingau gerade abge schnitten ins Wasser. Und doch vermännlichen sich nach dem Walliserlande zu die Aussichten, und man sieht mit Erstaunen, wie sich immer schœnere Wiesen an kahleren Bezirken hinaufziehen, und unfruchtbare Felsketten mit Bäumen bepflanzt. Fast unzugängliche Oerter sind artig bebauet, kahle Vorgebirge besæet. Der Geist der Betriebsamkeit, durch Armuth geweckt, hat sich auf den dürren Klippen gelagert, um im Glanze der Abendsonne den Schwelger im Thale erröthen zu machen. Hieher trieb die Verzweiflung den Liebhaber der Julie. „Ich habe dir nur noch

Ein Wort zu sagen, Julie,, schrieb er ihr:
 „Du kennst den Felsen von Leukate, den
 letzten Zufluchtsort unglücklicher Liebenden.
 Dieser Ort gleicht ihm in vielen Rücksichten.
 Die Klippen sind jäh, das Wasser ist tief, ich
 bin in Verzweiflung.“

Auf dem Wege von Vevay nach dem
 äußersten Ende des Sees, schiffet man end-
 lich auch die Oerter vorbey, welche jener
 große Mann als die Schauplätze der edelsten
 Liebe verewigte. Der Name: *Clarens* macht
 den Reisenden die armfeligen, mit Stroh ge-
 deckten Hütten vergessen, über die, statt der
 paradiesischen Gebüsche, statt der Lustgänge,
 der Vogelhecke, einige wilde Sträucher her-
 abhängen; und an dem Felsenschloß *Chillen*,
 auf dem Julie starb, scheinen sich die schwar-
 zen Wellen des unergründlichen Sees mit tie-
 ferem Gemurmel zu brechen. Allenthalben
 trifft man auf seine Spuren, auf den leisen
 Geist des Enthusiasmus für Tugend und für
 die edlere Liebe, welcher alle Empfindungen
 läutert, den Busen zu einem weiten Umfan-
 ge ausdehnt, in einen jeden Pulsschlag neue,
 unbekannte Wallungen legt, aus jeder Wal-
 lung

lung nie vorher verstandene Entzückungen faugt. Schwebte der Geist eines grossen Mannes immer über jedem schönen Fleck der Natur; fände man häufiger ein Vaclüse und Vevay, hätte ein jedes Land einen solchen Schutzgott, dem der Verlassene mit allgemeinem Beyfalle opfern dürfte, so würde allgemach daraus eine neue Religion, die Religion der Empfindung, hervorgehen.

So hat Rousseau auch noch einen andern Ort, den schönen Bielersee mit seiner Petersinsel, jedem fühlenden Herzen näher gelegt. Das Zimmer, in dem er wohnte, ist ein grosses Stammbuch, in das ein jeder seiner Verehrer etwas zu seinem Andenken geschrieben hat; man sieht die Leute, die er kannte und mit denen er umging, mit Hochachtung an, unzählige Lustpartien besuchen von den benachbarten Ortschaften aus, diese schöne Insel, und jeder freuet sich gedoppelt der hellen Farbe des Sees, der Luftperspective naher Gebirge, der grünen Weingärten amphitheatermässig Bergrücken hinaufgehend, der lachenden Ufer, da er sie gleichsam neben seinem Liebling genießt.

Auf der andern Seite der Schweiz giebt es ebenfalls Seen, welche ihre Ansicht belohnen. So besitzt der Zürichersee eine Menge reizender Theile, vorzüglich von dem Geiste des Friedens geprägt, der sich nur in ein holdes Grün kleidet und in leisen Bewegungen sich offenbart. Seine Ufer erhöhen das Schöne seiner Fluthen; die malerische Stadt Rapperswyl liegt gerade im Hintergrunde des Prospectes, den die hölzerne Brücke über den See noch anziehender macht. An beyden Seiten ziehen sich unzählbare, verstreute Landhäuser und Gärten fort. Der Greyfersee liegt endlich an der Gränze des Gemäldes, das sich in eine Alpenkette auflöst. Eine kleine Insel in der Mitte des Wassers, die Aue genannt, ladet unterwegs noch den Blick, mit einem zauberischen Gemisch von Laubwerke, einigen Häusern und einer romantischen Kirche, zu einem angenehmen Aufenthalt ein.

Die anderen Seen sind immer in einem oder dem andern Stücke dem Genfer-Bieler- und Zürichersee ähnlich. Wenn die Natur bey jenen alle ihre Kräfte verwandte, den ganzen

ganzen Ueberschufs ihrer Reize sammlete, so konnte sie bey diesen wenig anders mehr thun, als nur in vermannichfachten Zusammensetzungen sich selbst zu kopiren. Die Bedürfnisse der Menschen, ihr Fleiß und ihr Genuß brachten denn in allen Gegenden die Verschiedenheiten wieder zu einer näheren Aehnlichkeit zusammen; die Pracht der Weingärten, die Ueppigkeit der Wiesen und der anderen Pflanzungen, die Anmuth der Dörfer und Landhäuser schmolzen die verschiedensten Farbenmischungen zu einem einzigen holden und hohen Ganzen zusammen. Wo noch etwas verschiedenes in den einzelnen Gegenständen, deren Beschreibung ich izt verlasse, hervorsticht, darauf wird mich die weitere Ausführung leiten. Denn in der menschlichen Natur sind die Empfindungen von den kälteren Rasonnements nicht immer so getrennt, daß man in der Darstellung eins von dem andern zu reinigen vermöchte, und die Gefühle müssen doch immer die edelsten seyn, welche aus den Betrachtungen des Verstandes sich ohne Mühe ergeben.

Nun noch etwas von einer anderen Seite, in der die Schweiz dem Blicke des Rei-

seⁿden auffällt; von der Pracht ihrer Ströme und dem Hinreißenden ihrer Wasserfälle. Eine neue, immer wechselnde Mannigfaltigkeit dringt sich hier der Beobachtung auf. Kleine Gewässer, welche die Höhe, von der sie herabstürzen, fürchterlich macht; breite Ströme, welche in einer ungeheuren Wassermasse ihre Kräfte verhüllen; schöne, himmlisch klare Bäche, stürmende Tagwässer; alles mischt sich im bunten Gewühl unter einander, schließt sich an einander an. Hier nur von der merkwürdigsten und am meisten besuchtesten. Die Beschreibung des Lokalen wird der anderen erwähnen.

Unter allen diesen Schauspielen ist der Rheinfall von Schafhausen, seiner Kraft und seiner Erhabenheit wegen, in den Ländern der Eidgenossenschaft, und selbst wohl in Europa am meisten hervorstechend; denn er vereinigt alles in sich, was man Schreckliches und Großes kennt, und ist von der Gattung des Erhabenen, welches die Seele mit einem Schauer ergreift und unwillkührlich mit sich fortreißt. Die ganze Wassermasse des Rheins liegt hier vor dem Auge da, in aller Uner-

mefs-

messlichkeit ihres Umfanges. Am Rande des Abgrundes, in den er hineinstürzt, stehen zwey Felsen hervor, die seine Wuth brechen und die ganze Masse in drey Theile absondern. Das Wasser drängt sich mit einer unbegreiflichen Kraft durch die Lücken hindurch und stürzt sich, wie eine Wolke weissen Schaumes, herab. Ein anderer Theil löst sich in einen Nebel von Regenbogenfarbe auf, der sich leise über den ganzen Auftritt herlegt.

Am schönsten übersieht man den Wasserfall am Züricher Gestade und am Fusse eines Hügels, von dessen Höhe das Schloß Laufen malerisch herabsieht. Ein hölzernes Gerüste ist der Standpunkt, von dem aus man seine Schrecken am deutlichsten und gewaltsamsten empfängt. Hier umfaßt man die ganze Grösse der Szene. Ein unermesslich dicker und starker Wasserkörper, der zuerst über die wahrscheinlich oben schon etwas abgeschliffene Felsenwand leise herab gleitet, dann mit einem unbezwingbaren Vermögen zwischen drey Oefnungen sich durchpresst, in einen tiefen Abgrund sinkt, zu einem Milch-

weißen Schaum gekocht plötzlich wieder hervorbricht, einen Theil seines Körpers als Nebelwolken von sich sprühet, die zu einem feinen Staube zerronnen, über alle Gegenstände herfallen; das Wanken der beyden Fellen, die sich nur noch mühsam und matt auf dem abgeschliffenen Stiele zu halten scheinen, aber doch der einbrechenden Wuth noch genugsame Kräfte entgegen stellen; der bald dumpfe, bald heulende Donner der erhitzten Wogen, die sich in ihrer eigenen Kraft zu einem Dunste zermalmen; oft eintretende Gewitterschauer — alles drängt sich zusammen, über den staunenden Geist des Zuschauers herzustürzen, und ihn mit tiefen Schauern erstarren zu machen; alles scheint einen einzigen Klumpen graufender Erhabenheit anzugehören, der nur in mehrere Theile sich gewaltsam zersprengt, um die Seele von allen Seiten desto fester zu fassen, und ihr ganzes Vermögen von Kraft in einen gestaltlosen Nebel von Empfindungen zu zerstreuen.

Die Höhe des Falles giebt man verschiedentlich, selbst bis auf 70 Fuß, an. Sie beträgt

trägt aber nicht über 50. Eine angeschwollene, vollere Wassermasse muß indess auch seine Höhe und Kraft zunehmen machen. Alle Flüsse der Schweiz sind im hohen Sommer viel stärker vom geschmolzenen Eise und Schnee, als im Winter und Herbst. Dies erklärt die Verschiedenheit der Angaben, so wie es auch die ersten Eindrücke bey der Wahrnehmung mannichfaltiger zu machen im Stande ist.

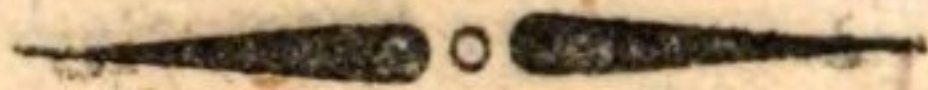
So hat die Schweiz noch mehrere Wasserfälle von ähnlicher Wirkung. Einen andern nicht minder berühmten macht der Staubbach bey Lauterbrunn. Zwar weniger groß und kraftvoll, als jener, der alles zeigt, was eine ungeheure Masse vermag, scheint er aber doch eine Darstellung zu versuchen, wie reich eine Höhe am sinnlich Erhabenen ist. Aus schmaler Kleinheit entwickelt sie eine beträchtliche Ausdehnung, und nie gesehene Schöenheiten aus dem Farbenspiele vereinzelter Tropfen. Um ihn daher in der Vollkommenheit des Ganzen zu sehen, ist ein Sonnenschein nöthig, der die Hintergründe erleuchtet und die einzelnen Theile gruppirt. Die-

fer scheint seine zerstreuten Schœnheiten zu einem einzigen glänzenden Bande zusammen zu weben, so wie sie stellenweis wieder auseinander zu ziehen. Der Bach stürzt über den Rand des Plettenberges mit solcher Heftigkeit in mehreren Strœmen hin, daß er sogleich in einen feinen Regen verwandelt wird. Dann senkt er sich, gleich einer aufgelœsten Dunstwolke, zu einem Absatz an der Felsenwand nieder, der ihn auffaßt, sammelt, und wieder zu Einem Strahle zusammendrängt. Hier empfängt er eine neue Wolkenhülle, feuchten Staubes, und in diesem Gewande sinkt er nun in einem starken Strahle fadenfœrmig aufs Land. Er hængt im Sonnenschein, wie Herr *Storr* so schön und ausdrucksvoll sagt, gleich einer lebenden Kristallader am Fellen. Ein sich immer erneuernder Regenbogen scheint um ihn zu flattern, und malt die Gruppe in ein erleuchtetes Farbengemælde wüster Gegenstände. Seine Hœhe geben die neuesten Messungen 900 Fuß an; eine Hœhe, wovon er das einzige Beyspiel ist. Sein Strahl ist am ersten Absturze nur schwach; die Luft aber zertheilt ihn sogleich in mehrere Zweige, sprengt die einzelnen Tropfen der Masse zu

Ato-

Atomen auseinander, und höhlt sein Band gleichsam zu einer schmalen Röhre aus, die unten gegen den kleinen Hügel zu, wieder zu einigem Umfange aufschwillt. Das Geräusch, das seinen Sturz begleitet, hat nichts von dem Donner des Rheins, sondern ist eher ein Zischen, welches die entsetzliche Schnelligkeit wirkt, in der er die Luft durchheilt und mit einem stärkeren Geräusche auf den Boden niedersinkt. Noch prachtvoller soll er in seinem Winterkleide sich darstellen, wenn er von dem Schimmer erstarrter Elemente umgeben, eine einzige glatte Röhre am Felsen herunterhängt, oder mit dem Sturze der Eismassen und gewitterähnlichen Erschütterungen seine Thäler erfüllt. Unten nimmt ihn ein kleiner, von ihm selbst gebildeter Hügel in seinem Schoos auf, vertheilt ihn da wieder in gelinde Fluthen, und sendet ihn so zusammengeklammert, der Lutschine zu.

Wenn der Reisende diesen Wasserguß mit einem banger Erstaunen verlæßt, so erwartet ihn in seiner Nähe noch ein anderes Schauspiel, das wieder in einer ganz veränderten Darstellung das nemliche zeigt; ein Schau-



Schauspiel, worauf ihn die Natur selbst sonderbar durch alle Zauber eines geheimen Schreckens leitet, um ihn am Rande des Abgrundes einem Entsetzen zu übergeben, das ihn zwischen wüsten Klippen und veredeten Trümmern in eine grausenvolle Dunkelheit hinabstürzt. Dies ist der Fall des Reichenbaches bey Meyeringen. Ein enger, zerrissener Pfad führt zu ihm, bey schwarzen Klüften und schmalen Abstürzen in der feuchten Dämmerung eines Thales vorüber, durch die wilde Dunkelheit zerschmetterter, halbangebrannter Felsen, über schreckliche Spuren hinweg, womit die verbissene Wuth eines Elementes die Klippen bezeichnet. Man erreicht schauernd des Abgrundes Rand, von dem eine Kluft den Reichenbach aus seinem verwüsteten Bette in die Tiefe hinabzieht. Schwarze, dunkelverwaschene Felsen empfangen den fallenden Wasserklumpen, und zerreißen ihn unter entsetzlichem Stöhnen seiner Fluthen, in ein Gewühl schäumender Wellen, in ein stürmendes Getümmel von Wasserblasen; zwischen wilden Spitzen prasselt er wüthend fort, und, in einer blauen Dämmerung begraben, sehen die schrof-

schroffen Klippen über ihm in seinen Busen hinab.

So sind zwischen den Trümmern der Alpen mehrere Stürze verstreuet, welche diese Darstellung im Kleinen, mit großer Wirkung versuchen. So findet sich in Wallis, bey St. Maurice ein solcher Sturz der jenen sich nähert, die Pissevache. Eine Landschaft von schönen Wiesen, malerisch mit wilden Bergen versetzt, führt hier den Reisenden hin. Zweyhundert Fuß hoch stürzen dann die Fluthen eines Waldbaches von einer graden Klippe herab. Die Kraft des Sturzes entfernt die niederfallende Wassermasse so stark von dem senkrechten Felsen, daß zwischen ihnen beyden ein geraumer Durchgang entsteht. Er hat alle Reize hoher Wasserstürze, einen Donner des Falles, er hat wilde Abgründe die ihn empfangen, Wolken die ihn umgeben, eine Sonne die in ihm regenbogenfarbigt sich bricht. Die Wassermasse nimmt alle Schattirungen an, welche fallenden Fluthen gehören, bald steht sie gleich einer dichten Säule senkrecht, um den Felsen zu stützen, bald zersprühet sie in Millionen zarten Strahlen,

len, die theils in Wolkenform der Wind mit sich fortführt, die sich theils aber mit einem gräßlichen Getöse unten am Felsen zerichellen. Alle umliegenden Gegenstände gruppieren ihn noch. Verfallene, mit Stroh bedeckte Hütten, zwischen leere Klippen zerstreuet; die schwarzen Flurhen, welche noch von der Erschütterung dampfen; die Höhe des Falles selbst, welche den Rheinfall merklich übersteigt. Allenthalben vermannichsacht sich die Natur, und doch spiegelt sich in allen Schöpfungen ihr einziges unverkennbares Bild.

Diese kleine Uebersicht der allmächtigen Reize, welche sie hier zwischen wilden Klippen und in einem kleinen Schoofs zusammengedrängt, schafft und ernährt, nur in wenigen Bruchstücken dargestellt, nur dem weit mehr bezaubernden Zusammenhange entlehnt, wird es einigermaßen zeigen können, was der Geist hier finden kann, den das Erhabene begeistert und das Lachende entzückt. Aber dies ist nur ein kleines Glied aus einer schimmernden Kette, welche die verbundene Beschreibung des Einzelnen nur vorzubilden im

Stande

Stande ist. Diese wird dann in der Folge gegeben, was man hier noch vermissen möchte, wird Lücken auszufüllen sich bemühen, um die einzelnen Züge zu einem Ganzen zusammen zu weben.

Viertes Kapitel.

Von den Schweizergebirgen überhaupt
und den Alpen insbesondere.

Schon oben ist es im Allgemeinen erwähnt; wie viel die Gebirge überhaupt zu dem Baue eines Landes beytragen, wie sie die Art seiner Schœnheiten, den Gang der Bebauung und der Lebensweisen, und endlich selbst die Verschiedenheit der sittlichen Bildung bestimmen helfen. Itzt ist es Zeit von dem Individuellen zu reden, das sie hier in so mancherley Hinsichten einzig und auffallend macht.

Berge

Berge verdoppeln immer den Umfang eines Erdstriches, und in nicht zu hohen Berg-
rücken durch ein Land fortgezogen, verdop-
peln sie immer zugleich auch die Volksmenge,
und geben einer zwiefachen Lebensart Raum.
Diese getrennte Ordnung in der Art des Nah-
rungserwerbes theilt alle Ideen der Bewohner
in zwey Geschlechter, die sich einander wech-
selsweis aufheben, mildern oder einschränken.
Mit den Produkten eines verschiedenen und
mannigfaltig benutzten Bodens, werden zu-
gleich auch Empfindungen und Gedanken
gewechselt. Dies ist der sittliche Einfluß ei-
ner Gebirgstrecke.

Physikalisch wirkt sie auf die Befruch-
tung des Bodens, auf den Werth der Länd-
ereyen, folglich auf den Gehalt der National-
reichthümer. Viehzucht und Ackerbau blü-
hen schöner an dem Fusse eines Gebirges oder
auf sanfterhobenen Erdrücken, als auf dem
platten Teller weitgestreckter Felder. Eine
größere Menge von Flüssen, welche die Ber-
ge den Thälern zuführen, erleichtern die
häusliche Gemeinschaft, nähren die fremde,
und vervielfältigen durch einen bequemern
Umsatz

Umsatz den Handel. Endlich bestimmen sie die Gränzen der Länder und sichern dem verschlossenen Bürger eine Nationalbildung, und das Gefühl der Unabhängigkeit. So sind selbst die Regierungsarten einzelner Cantone in der Schweiz durch Bergrücken merklich zerschnitten, und eine sanfte Erhöhung begrenzt den Despotismus des Adels und den Freyheitsinn bandloser Bürger zugleich. Wenn nicht eine mächtigere Erhöhung diese kleinen Rücken in ihrem Basen vereinigte und diese sich nicht gegen sie zu einem Nichts verkehren, wenn nicht ein gemeinschaftliches Interesse über jeden Erdschoofs schweben müßte, so würde man die Wirkung solcher kleinen Trennungen weit empfindlicher wahrnehmen, welche in einem ununterbrochenen Kriege Nachbarn immer zu Feinden macht.

Gegen Abend sondert die Schweiz ihr Eigenthum von Frankreich durch ein großes Bergband ab. Der *Jura*, oder, der Farbe seiner Theile wegen, der *Leberberg*, eine sehr schöne Kette von Erhabenheiten, erstreckt sich von Genf bis nach Waldshut durch den westlichen Theil des französischen Cantons

Bern, durch das ganze Fürstenthum Neuenburg, über Biel nach Münster, selbst in der Franche Comté hinaus, in den Canton Solothurn und das Bisthum Basel, in welchem einer seiner Arme bis nach Porentru und Mumpelgard reicht. Ein anderer Arm endigt sich dicht bey der Stadt Basel, und ein dritter zieht sich bis nach Schaffhausen hin.

Er bildet also eine sehr lange Strecke von Bergen, die ihre Rücken ohne sonderliche und nur in einer Erhebung von 170 Toisen, wellenförmig fortdehnen; ohne die Spitzen, welche in der höchsten Sommerhitze ihre Schneemassen erhalten könnten, ohne starke Klüfte und schroffe Alpengründe, mit abgerundeten Häuptern und rund hinablaufenden Thälern.

Wo er sich hinstreckt, erhält er eine Menge von Bezeichnungen. Nur der dem Genfersee zugewandte Theil wird eigentlich mit dem Namen des Jura belegt. Mehrere durch ihre Benennungen ganz abge sonderte Berge, sind seine Glieder und selbst die Vouache und der Salève ist als zu seiner Kette gehö-

gehörig anzusehen. Alle seine Glieder haben gleiche Bestandtheile, welche sie, als einem Körper zugehörig, characterisiren; auch sind die Thäler zwischen ihnen immer höher liegend, als die um die ganze Masse befindliche Ebene, und daher nur Bänder zwischen den Wurzeln. Von der Beschaffenheit ist das Münsterthal, das St. Immerthal, das Val travers, und das Thal von Valengin; so selbst die Thäler von Ruz und Lac de Ioux. Wahrscheinlich hat der Jura ehemals selbst mit den Gletschern in einem engeren Zusammenhange gestanden, den er jenseits der Rhone noch einigermaassen zu haben scheint. Er war dann nur eine große Terrasse der sanft in die Thäler hinabsteigenden Alpen; denn seine erhabensten Gipfel sind gerade ihnen zugekehrt, und er verläuft sich um so merklicher in die Ebenen von Burgund, Franche Comté und des Bisthum Basels bey jedem Schritte seiner Entfernung. Das ist zwischen ihnen beiden sich dehnende Thal haben vielleicht große eintretende Revolutionen und Strömungen ausgehöhlt und zu der Fläche verwaschen. Die nach Norden fortgehenden Arme isoliren sich endlich, verlieren ihren

Zusammenhang, weil die großen Tiefen nun unter sie mächtig sich eindringen, und sich selbst in jene erwähnten Gefilde mischen.

Ganz der Natur der Schweizergebirge zuwider, von denen zahllose Gewässer herabträufeln, ist der Jura ziemlich trocken, ohne die Menge kleiner Bäche, ohne einen beträchtlichen Fluß, selbst nur mit einer geringen Anzahl von Seen. Doch scheint er innere Schätze zu verbergen, welche aber nur gerade zureichend sind, um sie zur Befruchtung der schönen Waldungen und lachenden Wiesen mit Erfolge gebrauchen zu können.

Den Hauptkörper des Jura, dem er zuverlässig angehört, machen nun die eigentlichen *Alpen* aus, der merkwürdigste Gegenstand in der Schweiz und dasjenige, was sie eigentlich zu dem macht was sie ist, aber auch gewiß das wundervollste Gebirg der bekannten Welt. Der erste Anblick, der äußere Umriss desselben, hat schon so viel Fremdes, daß selbst auch das geübteste Auge sich fruchtlos in seinen Gegenständen verliert.

Als

Als ein unendlich reiches Gemälde unbekannter Mannigfaltigkeiten, drücken sie anfangs alle Ideen, alle Beschreibungen nieder. Nur kaum vor 20 Jahren bekannt, haben sie nur erst kürzlich die Neugier der Forscher erweckt; Hannibal ging über die Delphinischen Gebirge, ihren niedrigsten Theil, und alle Reisende flohen, wie die Bewohner, ihren Anblick und die Gröesse ihrer Wirkungen.

Man belegt mit dem Namen der Alpen diejenigen zusammenhängenden hohen Gebirge, welche in einer Länge von mehr als dreyhundert Meilen, bald breiter bald schmaler gedehnt, von dem Ausflusse des Varo ins mittländische Meer bis zu dem des Arria in den venetianischen Meerbusen, das Land einnehmen, und endlich nach Ausbreitung mehrerer Aeste in einer krummen Linie Deutschland und Frankreich begränzen. Die Schweiz aber wird so von ihnen umschlossen, daß sie sich in einer beträchtlichen Kette zwischen Wallis und den italienischen Thälern eindrängen, bis zur Furka, und von da zum Theil vom Gotthard aus mit dem Lukmanier

und Adula, zwischen Graubünden und seinen Besitzungen bis zum Septmerberg fortgehen und zum Theil mit dem westlichen Ende des Pregels in das Veltliner- und Engadiner Thal schliessen. Die Glieder dieser Kette hangen so genau aneinander, dass sie nur enge und höchst beschwerliche Durchgänge lassen, welche eigentlich selbst wieder aus nur kleineren Alpen bestehen. Diese Theile fliessen selbst hin und wieder auseinander, und vereinigen sich wieder. Der Zug des Gebirges streicht aber bey allen Verflechtungen seiner Aeste, sehr regelmässig von Morgen gen Abend. Neben den grossen Alpenkörpern laufen immer kleinere Erhebungen in der nemlichen Richtung terrassenweis fort; einige Hauptthäler zerschneiden die grossen Bänder und werden von kleineren wieder zerstückt.

Ein anderer Zweig derselben trennt das eine Ende der Schweiz selbst, und sondert einen Theil gänzlich vom Hauptlande ab. Vom Genfersee an, läuft ein mit den ebenbeschriebenen ganz gleicher Gebirgsrücken zwischen dem Bernergebiet und Walliserlande
bis

bis zu Furka und dem Hauptstamme hin, und macht das so abgeforderte Wallis zu einem Geburtsorte der merkwürdigsten Abweichungen, im Geist und in den Sitten, von allen übrigen Ländern der Schweiz. So trennt auch Graubünden von Uri und Glarus, eine vom Gotthard ausgehende Kette, die sich in Sargans zu einer mittelmässigen Höhe erniedrigt, und dann wieder in steileren und höheren Gebirgen die Gränze zwischen Appenzell und Toggenburg zieht. Dies sind nur die Hauptvertheilungen, welche der Urstamm der Alpen den benachbarten Ebenen abgiebt; mehrere kleine, wiewohl nicht unbeträchtliche, gehen gegen Morgen und Mittag und gegen Abend und Mitternacht in sehr ansehnliche Thäler, welche sie bilden helfen, herunter.

Wo endlich diese Gebirgsäste hingera-
then, erhalten sie von ihren Ländern den Namen. Die Alpen, welche sich vom Vado bis zum Ursprung des Varo erstrecken, nannte man sonst: *alpes maritimas*; *kottische*, diejenigen vom Ursprung des Varo bis Suza; von da bis an den St. Bernhard, *griechische*;

von diesem Berg bis zum Gotthard, *penninische*; *Rhätische* oder *Bündneralpen* von St. Gotthard bis an die Quellen der Piava; *Fulier* oder *Norische Alpen* von der Piava bis zum Ursprung der Sau. Außer diesen Hauptbenennungen erhalten ihre Zweige noch andere Namen. So hat man *Bernische*, *Tyrolische*, *Salzburgische*, *Kärnthische* und *Schwäbische*, unten, *Mayländische* und *Savoyische*. Die letzteren theilen sich wieder in *Delphinische* und *Piemontesische*, deren Kette die mayländische ostwärts durchbricht, um ins Venetianische zu gehen. Jenseits der Rhone, welche die Delphinischen Alpen, nach einigen in die Provence abgegebenen Theilen, begränzt, streichen die Savennen von Süden nach Norden fort; die delphinischen schmelzen endlich mit den piemontesischen zusammen, und stürzen sich mit ihnen ins mittelländische Meer.

So wie nordwärts der Iura eine Fortsetzung der Alpen gewesen zu seyn scheint, so mögen es auch die Pyrenæen seyn, welche sich besonders im Genuesischen geschwisterlich an sie anschliessen.

Alle diese Ketten scheinen endlich in Einem Punkt gleich Strahlen wieder zusammen zu

zu laufen, in dem ungeheuren Schoos, welchen die Grimsel und Furka, der Lukmanier, Crispalt und Gotthard bilden, zu verschmelzen, und aus ihm alle ihre Ströme und Quellen, alle Fruchtbarekeit und alles, was ihnen eigenthümlich anhängt, schöpfen zu müssen. Denn wie ich schon oben erwähnt habe, so entstehen alle beträchtliche Flüsse der Schweiz aus diesem grossen Behälter, und schwängern das Land mit der Fruchtbarekeit, welche alle Alpenketten in ihn erst vorher versenkten. Mit diesen Gebirgshaufen hängt ein anderer im Gotthausbunde auf einer Seite durch verschiedene Arme zusammen, und giebt mehreren anderen Strömen ihr Entstehen; ein dritter endlich in Chabtais, wozu der Montblanc vorzüglich gehöret, deckt seine noch übrig gebliebene Seite. Nach Deutschland und Italien zu verkleinern sich die Erhöhungen immer allmählig, und senken sich auf jene über die Gebirge von Unterwalden und Uri, den Pilatusberg und den Rücken des Emmerthales und Entlibuchs, auf dieser über die Ketten jenseits des Comer- und Lani-fersees hinab.

Ihre Höhe ist als die grösste der europäischen Erdrücken bekannt, ja sie weicht nicht einmal den peruvianischen Bergen, weil diese, auf einem viel höheren Grund aufgesetzt, weniger eigenthümliche Masse besitzen. Schon der Augenschein lehrt uns diese wundervolle Erhabenheit. Im Waatlande, über das Mittlændische Meer 200 Toisen erhoben, hat man oft das göttliche Schauspiel, noch beynahe eine Stunde nach dem Untergange der Sonne die savoyischen Eisberge mit Purpur beleuchtet zu sehen, und schon in einer grossen Entfernung, an manchen Stellen gleich beym Eintritte in die Schweiz, strecken die Gletscher ihre beschneieten Gipfel über den Horizont sichtbar hervor. Hr. de Lüc giebt den Montblanc, und wie ich glaube ungeachtet der neueren Messungen noch immer am wahrsten, ohngefähr 2390 Toisen über das mittellændische Meer erhoben an, da der Pic von Teneriffa nur nach Bouguer und Condamine 2070 Toisen enthält.

Nach de Lüc's Rechnungen ist das Verhältniss der bekannten höchsten Berge:

Chimboraco in Peru	19302	Pariser Fußs.
Pichincha	14604	
Montblanc	14346	
Pic von Teneriffa	12420	
Aetna	10630	
Glacier de Buet	9355	
Brocken	3186	

Doch müssen alle Berechnungen der Alpen æusserst misslich seyn, weil theils die Grundsätze der Höhenmessung noch nicht ganz vollkommen bestimmt, theils alle ihre Gipfel nicht ersteigbar sind. Indefs sind sie sichtbar über das Meer in einer beträchtlichen Höhe, zuweilen 12 — 14000 Fuß, und hin und wieder mehr noch, hinaufgestiegen; eine Höhe die um so merklicher ist, da der Boden, worinn sie gewurzelt sind, das mittländische Meer wenn gleich nicht wie der der peruanischen Kette, doch um etwas schon überragt. So ist der Genfersee schon 1100 Fuß höher.

Die Aussicht von ihnen ist meistentheils eingeschlossen, weil eben so hohe Seitengebirge den Gesichtskreis beschränken; wo
aber

aber das Auge in die Thäler zu dringen vermag, da eröffnet sich eine unermessliche Weite. Schon von unten hinauf nimmt man die Möglichkeit jener grossen Ausichten wahr; denn man erkennt die Spitzen mehrerer Alpen, z. B. des Schreck- und Wetterhorns, und der Jungfrau in einer sehr grossen Entfernung. So sieht man den Mont-blanc schon von den Anhöhen bey Langers in Champagne, von einer anderen Seite weit hinter Dijon, und auf der höchsten Spitze des Jura, *Dole*, in der Franche Comté. Und dieser Vermuthung entspricht auch die unermessliche Aussicht, welche man auf seinem Gipfel genießt. — Die Alpen in ihrer glänzenden Pracht machen immer die Aussenlinien eines jeden der reizenden Schweizergemälde. Wenn die untergehende Sonne allgemach rosenfarb an ihnen verbleicht, wenn sie in die Schatten des Thales noch die blasse Heiterkeit des Abends mischen, und die Strahlen in allen Uebergängen durch die Regenbogenfarben an ihrer Spitze in das dunkle Blau erlöschen, das ihre Abschiedsfarbe zu seyn scheint; in ihrem weissen glänzenden oft noch unberührten jungfräulichen Schneemantel,

tel, sind sie die erhabensten Bilder jenes ruhigen Stolzes, der sich den Dünsten niederer Gegenden enthebt, und jedem Sturme frohlich entgegenlächelt. Die in der Luft über die Thäler aufgehängenen Eismeere, welche jeden Augenblick diese in ihre ungeheuere Fluthen begraben zu wollen scheinen; ihre geschnittenen Spalten und Abätze, deren durchsichtige Ränder in einiger Nähe grün und bläulich schillern, die dunkelen, ihnen benachbarten Klüfte, glatte Seiten und wolkenförmige, buschichte Auswüchse; helle Eiswände und milchweißer Schneeschaum, setzen die angenehmste und zugleich schrecklichste Mischung zusammen, welcher die Natur empfänglich zu seyn scheint. Dieser seltsame Abstich mehrt sich bey grösserer Deutlichkeit und einem näheren Hinansteigen und darum ist die Schönheit der Uebersichten, besonders den Vorderalpen mehr eigen, weil man daselbst noch des flachen Landes genießt, das sich in den mittleren und hohen Alpen gänzlich verschließt.

Die Art, wie die Erhöhungen der Schweiz sich bildeten, läßt die Gebirgsent-
stehung

stehung aller anderen Länder am sichersten auf. Auch hier sind sie von dreyerley Art; Grundgebirge, die aus dem Granite bestehen, endlich schichtartiger und kalchichter Art. Die Vorderalpen haben zu ihrer Grundlage oder einem dicken Ueberzuge, Kalch, der durch die schieferartigen Mittelalpen in die Hochgebirge übergeht, welche aus einer Glaswake zusammengesetzt sind.

Diese Glaswake zeigte sich nothwendig schon mit dem Entstehen der Erde in ihrer ursprünglichen Form. War diese, wie Büffon so scharfsinnig annimmt, ein brennender Klumpen, ehe sie zu der jetzigen Gestalt sich verkühlte, so traten sogleich diese ursprünglichen Gebirge in ihrer ganzen Gestalt, aus dem Meere hervor, das die niedrigen nachher mit einer Kalchkruste belegte. Schon der erste Anblick aller tieferen Bergrücken, bey welchen Schnee- und Eismassen die natürliche Oberfläche noch nicht verwischt haben, lehrt ihren Ursprung im Wasser und ihre Bildung durch Ströme; denn alle Wege, welche an ihrem Fusse fortgehen, laufen in gewundenen Schlangenzügen zwischen ihnen durch;

durch; sie stehen gleich Festungswerken hervor, und die Einschnitte in den gegenüber befindlichen Bergen passen auf diese Hervorragungen; endlich nimmt man auch noch den Fall der Gewässer zum Theil an ihrer Außenseite wahr, in den mannichfaltigen Abstufungen ihrer Niederschläge, und dem Ausfließen durch die daran spielenden Wellen. Alles zeigt auf jenen alten Zustand der Erde mit Deutlichkeit hin, als ihre Oberfläche noch frisch und weich war, und der kleinste Druck auf Einer Seite verstärkt, der Anlaß zu einem tiefen Thale wurde, wenn die Gewässer nachher diesen Busen benutzten. Dieser Schlamm, aus dem die Berge hervorgingen oder sich bildeten, konnte nur Niederschlag eines Meeres seyn, das die Oberfläche der Erde vielleicht ganz überzog und sich durch eine Absetzung von diesen gröberern Theilchen lossmachte. Nur nach dem Ablauf der Gewässer, und ihrer Vertheilung in bestimmtere Gänge, erhärteten die hervorstehenden Spitzen in der Sonne; die Feuchtigkeiten zogen sich in die tieferen, vom Drucke des Wassers gemachten Einschnitte zusammen; Bäche entstanden, rollten immer mehr von ihrer Erde
mit

mit fort, und so erhielten diese Gebirge ihre Einschnitte, wie die Festungsähnliche Gestalt, welche bey fast allen sehr deutlich bemerkbar werden; so vertieften sich nach Jahrhunderten und wiederhohlten Strömungen die zer-rissenen Stellen und sonderten sich, wie der Jura, ganze groſse Gebirgsketten von der Hauptmaſſe ab. So entstehen alle Thäler; das Thal von Chamouni ſo gut von der Arve, als das Genferthal von dem Rhodan; daraus erklären ſich auch alle Phänomene am faſſlichſten. Die Lagen und Schichten dieſer Gebirge, ihr Inhalt, die ſich darin findenden Bänke ſchöner Verſteinerungen, und der Stein, den man zu Genf bricht, der in den Gruben weich ſich findet und erſt in der Sonne erhärtet, iſt eine neue Beſtätigung von den angezeigten Benennungen der Natur.

Ihr gröſſter Theil ſcheint überdem noch mit Schnee bedeckt, der an manchen Orten auf dem Granite, an manchen auf dem Thon und Kalcharten aufliegt und niemals hinwegſchmilzt. Unter ihm befindet ſich ein ewiges Eis, das oft ſchneeförmig erſcheint und ihre

Spi-

Spitzen gänzlich und an manchen Orten mit einer Kruste bedeckt, die nicht selten 100-300 Schuhe betrægt, etwas das ihrer eigentlichen natürlichen Gebirgshöhe ein beträchtliches zulegt. Daher rührt ihre Benennung der *Gletscher*. An der Oberfläche ist niemals das Eis, wie auf gefrorenen Wassern, schlüpfrich, sondern rauh und kœrnigt, und die Menge von Blasen in seiner Substanz lassen seinen Ursprung als den eines erstarrten, stark befeuchteten Schnees errathen. Unten am Felsen ist es in Gewœlben gehœhlt, und erzeugt in seinem Scholse eine Menge von Gewässern, welche oft, wie z. B. die Rhone, die Arve, gleich als beträchtliche Ströme hervorstürzen.

Man theilt sie bequem in die Vorder-, Mittel- und Hohenalpen; die in ihrem Auszeichnenden zwar an den Grænzten sanft in einander übergehen, aber in dem Hauptsitze ihrer Eigenschaften unverkennbar unter sich abweichen.

Die Vorderalpen machen die Uebergänge der Berge zu den Ebenen aus. In kleinen glatt verlaufenen Ründungen schmiegen sie

sich unmerklich in die Flächen hinein, ohne auf die kolossalischen Körper mit einem Striche zu drucken, welche sie bedecken. An jedem Fusse eines sanften Abhangs glaubt man an der Wurzel des höchsten Berges zu stehen. Ist diese Bergwand erstiegen, so hat sich eine andere kranzförmig um einen neuen hervorstehenden Gipfel gelagert, und macht die eben erreichte Höhe zum Thale. Terrassenförmig sind sie mächtige Treppenstufen, die in gelinden Abätzen wachsen, und dadurch allen den Szenen einen fröhlichen, noch fruchtbaren Schoofs eröffnen, welche von den höheren, starren Gipfeln in die Niederungen hinabsinken. Große Alpen-Seen, welche die Gewalt der herabdringenden Gewässer brechen, können sich hier noch anhäufen und ihre schönen Arme um lachende Hügel schränken, ein milderer Himmel ruht um die Wurzeln beschneierter Zacken, und ermuntert seine Zöglinge zu einer grünenden Fruchtbarkeit; Ackerbau und Viehzucht locken den Bauer zum häuslichen Niederlass und zum Anbaue von Hütten; selbst noch die Weinrebe schließt sich an die fetten Hügel. Alle Ebenen sind zum Theil von Getreide-

treide-

treidefeldern, mehr noch von Wiesen durchschnitten. Malerisch schränken endlich eine Menge von Bäumen um das Ganze einen freundlichen Schatten, welcher den Schæfern winkt und mit ihrem Viehe die Gegend belebt. Kleine Gehölze von Tannen und Lärchenbäumen ziehen sich die Gewässer hinunter und laßen in die niedlichsten Lauben sich auf. Eine Menge von natürlichen Lauballeen durchkreuzen einander; ein dicker Rasen deckt ihre Wurzeln und winkt zur süßesten Ruhe; in ihrem Dunkel vergißt man die Annæherung zu den Alpen, und noch von keinem Geräusche der Wasserstürze betäubt, hängt das Ohr sich, wie zum Abschiede, mit verdoppelter Freude, an das leise Flüstern in den Gebüschchen. Die Ströme haben in ihrem Laufe an Fülle gewonnen, und fallen in prachtvollen, doch glatteren Kaskaden herab, als in den wilderen Gebirgszenen. Städte und Dörfer hängen an den Bergabätzen; Schiffe gehen auf den Seen; alle Flüsse sind belebt; in allen Hainen ist die Schöpfung noch rege; eine blaue, klare Luft heitert uns zu der schönsten Empfindung des Lebens auf, zum Genuß der stillen Seeligkeit, wel-

che auf dem sanften Säuseln reiner Wellen, auf dem üppigen Leben und Weben der Thiere, und auf dem gefunden Lächeln heiterer Bewohner unschuldsvoll ruhet. Jeder Schritt bringt einen romantischen Standpunkt hervor, aus dem man das leise Verschmelzen jener fetten Schœnheit der schweizerischen Thäler mit der lächelnden Wildheit der ersten Alpenfläichen bemerkt; und die süße Schwermuth eines sanften Ernstes haben die zarten oft seltsamen Uebergänge beyder Naturen und der Reichthum in ihren Anlagen, mit einem zauberischen Kranze üppiger Schwelgerey umwunden, welche das Herz in demselben Wechsel mit sich ohne Widerstand fortziehet.

Zwischen diesen Erhœhungen giebt es ungleich mehr und breitere, wenn gleich flachere Einschnitte, als die hœheren Alpen besitzen. Ein Queerthal wird oft wieder von mehreren anderen durchbrochen, und diese wieder durch Flüsse und winterliche Strœmungen in Theile zerfällt. Hingegen oben hinauf füllen Erdstürze, und noch hœher hinan, fallende Gletscher die entstehenden Lücken;

cken; die Thäler werden ebener, und die Abhänge schroffer.

Die Mittelalpen verbinden diese Vorberge mit den Hochgebirgen, als innere Streifen, welche neben der Hauptkette laufen. Ihre Wände steigen höher und gerader hinan; von einem grösseren Umfange, drängen die Massen dem Auge stärker sich auf; sie haben die Erde, welche sie zu einem milden Hinabgange in die Ebenen ründete, abgeworfen; und leblos an den Seiten, stürzen sie sich senkrecht auf den Boden nieder. Alle Umrisse und Gruppen haben eine kühnere Zeichnung, sind scharfer geschnitten, mannichfacher geprägt; zwischen steileren Felsenwänden sind enge Klüfte schauerlich eingezwängt.

Eine schwermüthige Nacht hängt über diese Thäler, und das spielende Dunkelklar scheint alle Gegenstände rund zu umfassen. Jeder malerische Zauber des Farbenwechsels hat sich an die Hervorragungen der Gebirge geschniegt, mildert ihr Licht, erhebt ihre Schatten; die Uebergänge des Lichtes zum

Dunkel sind scharf zerschnitten und schrof, unendlich und schön vervielfältigt durch die zahllosen Felsenflächen und hervorspringende Spitzen. Alle Farben mit ihren Schattirungen der Formen, alle Umrisse der Gegenstände und ihrer Verhältnisse scheinen, zur schœneren Täuschung noch, dem Zuschauer lediglich anzugehören, weil er sie durch einen einzigen Schritt rückwärts oder vorwärts verändert. Selbst im Stande der Sonne, im Gange der Winde, und in der Art, wie diese die Dünste der Klüfte verwehen, in der Nässe oder Trockenheit der Gebirge befindet sich eine Abwechselung bezaubernder Wirkungen, welche Auge und Herz gemeinschaftlich fesseln.

Dieser schillernde, den Alpen eigenthümlich gehörende, Farbenwechsel erhöhet auch die erleuchtete Pracht der Wasserstürze, welche hier am schönsten erscheinen, wenn sie gleich erst von den oberen Alpen ihre eigenthümliche Wildheit erhalten. Die Felsen haben entweder noch Abätze, welche die Kaskade verlängern, und sie mit der gehaltenen Ruhe bezwungener Kräfte ausstatten, die
immer

immer durch die langsamere Erhebung der Seele ihre Wirkung verstärkt. Der Milchschaum der Fluthen versprühet entweder in jene feuchte Staubwolken, die, Wasserblasen gleich, der Wind nach allen Gegenden verführt; oder sie fallen von Stufe zu Stufe in einen tiefen Schoos, der sie langsam weiter vertheilt. Stürzen sie senkrecht von einer beträchtlichen Höhe nieder, so fängt ihren verfliegenden Strahl meistens ein hervorstehender Felsenacken auf, sammelt die zerstäubten Tropfen und gießt sie dann auf einen kleinen Hügel nieder, welche die Heftigkeit des Falles sich immer selbst bildet. Doch schießt er immer, in eine zarte Wolkenhöhle eingewickelt, aufs Land, und verstreuet oft in einer beträchtlichen Entfernung einen nassen Nebel, in dem die Strahlen des Lichtes sich wundersam brechen. Endlich reißen der schmelzende Schnee und die herabglitschenden Eisstücke oft auf ihrem Wege große Felsenstücke und Bäume mit fort, schwellen den Wasserpfeiler zu einem ungeheuren Umfange an, und werfen ihn mit einem donnernden Krachen hinunter; oder der Winter macht die Röhre zu einem hellen,

125 H 4 durch-

durchsichtigen Krystallzapfen erstarren, der von der Beugung der Klippe gerade herabhängt.

Die Gestalt der Berge drängt den Strom oft in eine dünne Schmalheit zusammen. Hier schmiegt er sich bald in alle Gestalten, um eine Bahn sich zu suchen, bald stürmt er von allen Seiten auf die hervorstehenden Spitzen ein, um über ihre Trümmer zu rollen; bald stürzt er über erstiegene Höhen, bald glitscht er in enge Klüfte hinab, bald schlüpft er zu einem dünnen Strahle gepresst in selbst gebaueten Gewölbern fort. Unter glänzendem Schaume verbirgt er oft seine Kraft, oder glättet seine Oberfläche wieder zu einem Dunkelschwarz ab. Ein schönes grosses Bild des menschlichen Lebens! So fliessen die Bäche, welche eine Bahn sich haben erkennen können.

Widerstehen sich aber etwa die steilen Wände dem Abflusse eines gewachsenen Stromes, so drängt sich das wilde Wasser in die Ritzen der Felsen ein, sammelt sich in dem geräumigeren Schoosse und springt wieder in

der

der Gestalt einer Quelle heraus; dann untergräbt es die Steine allgemach; morsch und verwittert stürzen sie nieder; er selbst in gewachsener Kraft reißt nun den noch übrigen Theil des Dammes mit sich fort, wirft sich wütend von Felsen auf Felsen; er faßt was ihm begegnet, zerreißt was ihm Widerstand leistet. Unter dem Schatten tiefer Felsklüfte schiefst er zu einem Schaume zerwühlt, mit dem Toben eines aufgebrachten Vulkanes, über verbrannte Felsentrümmer, aufgelöste Ruinen grauer Klippen in die Nacht eines Abgrundes, in der er dumpf unten fortrollt. Der Eindruck verstärkt sich endlich noch unter dem Einflusse ihm verschwilterter Gegenstände, auf dem schroffen Standpunkte einer überhangenden Spitze, im Dunkel verlassener Thäler, in der Einsamkeit hohler Klüfte und gerade hinabsinkender Höhlen. Ein sanftes Grauen bemächtigt sich der erstarrten Seele, und löst dies Erstarren nur allgemach erst in die Dämmerung des wiederkommenden Bewusstseyns auf.

Die Struktur der Mittelalpen, welche weit gerader und senkrechter, als die Vorderalpen

hinansteigen, hat auf den Zustand der dazwischen liegenden Thäler einen beträchtlichen Einfluß. Iene Ebenen der Vorderalpen vermischen sich sanft und freundschaftlich mit ihren Gebirgen, welche in Terrassen zu ihnen herabfchlichen und sie selbst mit einer kühlen Fruchtbarkeit beschatten. Hier sieht man keine milde Verstufungen, sondern nur jähe Stürze und fühlt nur eiskalte Felsenschatten. Wohin aber die Morgen- und Mittagssonne gelangt, da fassen diese steilen Klippen alle Strahlen auf und tragen sie gleichsam in ihrem engen Schoofse, dem armen Thale zusammen, das in der Gluth beynahe verdorret. Sind diese Thäler überdem noch dem Durchzuge der Winde verschlossen, so köchen sie alle Früchte, welche sie zu ernähren vermögen, in unglaublicher Kürze zur höchsten Vollkommenheit. Alle Produkte des heißeren Himmelsstriches gedeihen hier zur besten Reife; und die Erde eröfnet ihren Schoofs den mannigfaltigsten Blumenschätzen zur Ausbildung und schönsten Gestalt. Andere Thäler hingegen theilen ihre Lage gleichsam in doppelte Regionen; denn wenn die eine von der Sonne durchglüheth im lachendsten

sten Sommer steht, so frieret die andere, von scharfen Winden und einem freyen Luftzuge durchstrichen. Oft macht sie ihre Natur dem Wendekreis ähnlich; regelmässige Winde kehren genau zu einer bestimmten Tageszeit wieder, und die sich wechselsweis beherrschenden Temperaturen des Thales und der um dasselbe befindlichen Gegenden, veranlassen einen unverrückbaren Kreislauf.

Es ist seltsam, wie diese Gestalt und Dehnung der Gebirge so ganz allein die Wirkung der Winde abmisst. Hievon ist das kleine Bündtnerland ein sichtbares Beyspiel. Denn im Rheinwald befeuchtet der bekannte Fœen, auch bey dem trockensten Himmel, alles Heu; trocknet es dagegen im Schamserthal; dies wird hingegen wieder vom Nordwind befeuchtet, und jenes von ihm getrocknet. So verändern oft kleine Verschiedenheiten im Zuge und dem Baue der Berge die ganze Natur des aus den Winden entstehenden Wetters.

In der Menge der kraftvollen, gewürzhaften Kräuter, welche die Sommerwärme
der

der eingeengten Thäler erzeugen, besteht nun eigentlich der ganze Schatz der Alpen, und der Reichthum ihrer Bewohner. Weide ist das, was ihnen am nächsten ist. Der Viehstand ist die Grundlage ihrer ganzen Wirthschaft, ihrer ganzen Existenz. Alle Empfindungen und Begriffe, alle Wünsche und Hoffnungen, alle Arbeiten, alle Leidenschaften des Aelplers laufen zu diesem einzigen Punkte zusammen. Die Natur hat seinen Boden sichtlich zur Viehzucht, sein Boden hat ihn noch sichtbarer zum Hirten bestimmt. Seine Ställe scheinen seine Wohnzimmer zu seyn; er putzt nur sein Vieh, und ein Halschmuck für die schönste Kuh seiner Heerde, das ihn an 70 Rthlr. kostet, ist ihm nicht zu theuer; alle seine Feste gründen sich auf diesem Nahrungszweig, seine Lustbarkeiten schmecken darnach, seine Gewohnheiten sind von ihm hergenommen; alle wissenschaftlichen Fortschritte, alles was er denkt und begreifen will, sind in diesem Gesichtskreise; denn seine Geschichte kennt kein anderes Zeitmaas als die ergiebigen Jahre; und merkwürdige Begebenheiten der Familie werden durch einen mit der Jahrzahl bezeichnet.

bezeichneten, vorzüglich bereiteten Käse der Nachwelt übergeben, welche sich so sehr daran ergötzt als an marmornen Denkmählern. Alle Träume grauer Zeiten, welche sich bey uns in eine schöne Unschuldswelt verliehren, haben nur, ehedem fruchtbaren Wiesen, fettere Milch und mehr zurückgezwängte Gletscher zum Gegenstande, und wenn sie singen, so füllen auch diese Ideen ihr Lied. Alle Naturerscheinungen bezieht er auf sich; die Wunderbrunnen auf den Alpen vertrocknen nur zu der Zeit, wenn sein Vieh sich entfernt, und fließen wieder, wenn es zurückkehrt. Der Donner rollt in den Lüften, um seine Pflanzen mit Nahrung zu beschwängern; die Winde wehen um seinen Himmel zu reinigen, die Glut seiner Thäler zu mildern. Er selbst wartet seine Kühe mit eigenen Händen, verabscheuet die wallischen Miethlinge, und diese Pflege, wie die nach dem Jahreswechsel sich verändernden Wanderungen der Heerden sind die Quellen seiner reinsten, nie aufhörenden Freuden. So wirkt die ununterbrochene Einförmigkeit einer Lebensweise, die heitere, ungetrübte Einheit des Genusses, und die Abgesondertheit ihrer

ihrer Lage, die sich von allen neuen Begriffen entfernt, und selbst die ihr nicht angehörenden feindselig zurückdrängt auf, einen Haufen von Menschen, die ihr Standpunkt im Weltraum zu einem ganz fremden Bildungsgange erziehet. Und da, wo nur noch wenige Reisende hingeriethen, findet man dieses glückliche Volk, gleich entfernt von gebildeten Lastern und baurischer Plumpheit, mit allen frölichen Gaben einer reinen Nahrung und eines hellen Himmels versehen, gesund an Geist und Körper, gastfrey und ehrlich, und in einem himmlischen Genuße ihrer selbst, ihrer Gegenstände, ihrer Natur.

Selbst ein gewisser Instinkt scheint diesen schönen Gegenden einheimisch zu seyn, der Naturtrieb des häuslichen Zusammenhaltens und ungetheilter Vertraulichkeit. Denn auch das Vieh schmiegt sich an einander; kennt seine Namen, drängt sich zutraulich um seinen Hirten. Ein jedes vertheidigt zwar seinen Weideplatz, aber sie schliessen sich bald Truppweise zusammen, und gehen in enger Eintracht ihrer Fütterung nach, halten unzertrennlich bey einander, warten auch

auf

auf einander beym Abziehen der Heerden. Selbst das Alter führt hier die Jugend in der Voraussetzung mehrerer Erfahrungen; die bejahrten Kühe gehen mit den jüngeren auf fettere Weiden, kühlere Plätze, oder nach der Mittagshitze in die Schatten der Bäume. Endlich über sie alle herrscht die stärkste Kuh in der Heerde; mit einem kostbaren Halsbande und der grœßten Klocke geschmückt, führt sie den Zug an, hält ihn zusammen und sucht die schönsten Graspätze zur Nahrung.

Die von dem Wechsel der Jahreszeit abhängenden Wanderungen der Heerde bestimmen natürlich dem Hirten eine Abwechselung des Aufenthaltes und ein stetes Umherziehen. Darum muß er sich mit mehreren Wohnungen versehen.

Das Haus im Thale ist sein Wintersitz, in dem er auch den Herbst und den ersten Frühling verlebt. Von einem dauerhaften Lerchenholze gebauet, erwärmt es den Einwohner viel schneller und anhaltender als ein Steingebäude; ist ihm, bey dem Ueberflusse
und

und Wohlfeilheit des Holzes leichter zu erwerben, und schützt ihn, durch den ausschwitzenden Firniß weit sicherer gegen die Feuchtigkeit seiner Thäler. In Ebenen, wo der Schnee merklich sich anhäuft, spät sich erst wieder verliert, und ausgetretene Waldwasser oft die Oberfläche bedecken, ist zuweilen das untere Stockwerk, das man zugleich zur Vorrathskammer gebraucht, von Steinen gemauert. Um das zweyte geht eine Gallerie herum, zu dem von aussen eine Treppe hinanführt. Die hölzernen Tafelchen, woraus er zusammengesetzt ist, werden von innen mit Moose gefüttert, um die Kälte und Feuchtigkeit wirksamer noch abzuhalten. Unter dem Dache ist noch ein kleines Geschoss, und in ihm, statt eines Schornsteines, eine mit doppelten Zugladen versehene Oefnung. So hängt alles, was der mäßige Einwohner hat, in schönere Einfalt zusammen.

Aber auch als malerisch scheinen diese Hütten den Gegenden einheimisch zu seyn. Ihre Farbe, welche im Sonnenbrande sehr leicht und bald verdunkelt, steht in einem
schö-

schönen Abſtich gegen die Bäume, womit ſie meistens umpflanzt ſind. Oft verliehren ſie ſich, wie ein gebräunter Punkt nebst den davon abgeſonderten Viehſtällen, in die trübe Hellung eines ſchattigten Thales, aus dem ſie ſich nur beym näheren Herankommen wieder zauberiſch emporheben.

In der Mitte der Sommerzeit bezieht endlich der Aelpler auf der Alpung, und auf den eigentlichen ſogenannten Gebirgsweiden ſelbſt, ein Haus, das ſich wieder nach der Höhe der Alpen, nach der eingeführten Gewohnheit, nach der Bequemlichkeit des Hirten verſchieden geſtaltet, mehr auf den niedrigen Bergen ſich ausbreitet, auf den höchſten ſich zu einer ganz kleinen Hütte beſchränkt, die ganz hölzern, mit Moos ausgefüllt, nur wenigen Menſchen einen hinreichenden Raum verſtattet; oder auf ganz holzleeren Höhen aus übereinander gelegten Steinen zuſammen gefügt wird.

Eine dritte Hütte hat er oft im Vorberge, auf entlegenen Wiefen, die nur leicht zuſammengefügt, bey irgend einem Ereigniß

auseinander genommen und anders wohin verführt wird.

Die eigentlichen *Sennenhütten* schlägt er endlich in der Mitte des Gebirges auf. Hier sieht man seine ganze Wirthschaft bey-
sammen, und alles, was er zu seiner Ernäh-
rung gebraucht. Auf der Weide selbst be-
nutzt er bloß das, was vor ihm liegt, mit
Ruhe und ohne Mühe; denn jede Kuh wei-
det sich selbst. Hier aber gehet seine Arbeit
an. Durchaus zu seinen Geschäften bestimmt,
hat die Hütte keinen Raum für die Befriedi-
gung seiner häuslichen Bedürfnisse; keinen
Tisch für seine Mahlzeit, nicht einmal einen
Sitz für seine Ermüdung. Ein Heerd mit
allen Geräthschaften füllen sie ganz aus. Die
Schlafstelle ist der abgelegenste Winkel des
Hauses, den er auf keine andere Weise zu
benutzen weis. Das Lager ist trocknes Heu
mit einem groben Tuche bedekt. Zum Ein-
laß des Lichtes und Auslaß des Rauches ist
eine grose Thür in der Hütte. Alles ist
möglicht vereinfacht. Alle Geräthschaften
werden doppelt gebraucht. Gegen Norden
ist der Kühlung wegen mit dem Hause zu-
weilen

weilen die Milchkammer verbunden. — Eine solche Hütte ist ein reines Bild von dem Charakter seiner Bewohner, der zusammengepressten Simplicität seiner Leidenschaften, der arglosen Unbekümmerniß gegen andere Menschen, und der herrschenden Denkungsort seiner Lebensweise. Seltener und nur auf sehr grossen Alpen werden mehrere Sennenhütten zu einem kleinen Dorfe zusammen gerückt, um die Weiden vollständiger gebrauchen zu können.

Dieser Hang allgemeiner Benutzung hat den Kühen auch Heerden anderer Thierarten zugesellt. Ziegen und Schaafweiden entweder das noch von jenen übriggelassene Gras hinweg, oder klettern die diesen unzugänglichen Klippen hinan, und finden hier noch aromatische Kräuter, saftvolle Pflanzen. Kleine Heerden von Schweinen nähren sich von dem Abgang der Kühe, graben schmackhafte Wurzeln, wie die vom Alpenampfer, heraus, und andern dem grossen Viehe unbenutzbare Gewächse. Alles sieht der Schweizer als sein Eigenthum an; nichts läßt er ungebraucht. Was er daraus

bereitet, und wie er es zurichtet, davon in den Kapiteln von der Industrie und dem Handel der Eidgenossenschaft.

Im Allgemeinen sind alle Bemühungen des Aelpler mehr auf den Gebrauch der Heerden gerichtet und daher von dieser Seite viel auffallender, als wo sie die Beforgung und Pflege der Thiere selbst angehen. Reinlichkeit, die Vorsicht vor dem vierten Jahre keinen Stier zuzulassen, vor allen andern aber frische Luft und die gewürzhafte Nahrung bilden das schöne kraftvolle Schweizervieh, das mit allen Idealen schöner Stiere im Alterthum, an äußerer Gestalt und dem Gepräge des inneren Vermögens durchaus wetteifert, und in jedem anderen Landstriche, wohin es verführt wird, vollkommen entartet.

Die Nahrung seiner Thiere gegen die Alpwasser zu schützen, und die Menge aromatischer Kräuter durch die Einführung von Fremdlingen zu mehren, ist der Gegenstand seiner Hauptforge für die Weide. Dämme und Umzäunungen leiten die Gebirgsströme
 unschad-

unschädlich neben seinen Weidplätzen vorüber, die er mit dem Anbaue von Luzern-Schweizer - und Wiesenklees, dem Riedgras etc., immer reichlicher versorgt. Nicht nur jene frischen, lebendigen Pflanzen, sondern diese auch zu Heu getrocknet, haben das Balsamische, das die Kräfte des Viehes den Winter über aufrecht zu erhalten im Stande ist. Die Heuernte gleicht einer grossen Lustbarkeit in der Schweiz, denn alle Hände sind zu einer baldigen Vollendung in Thätigkeit gesetzt, um nicht zu viel Zeit zu verschwenden; ein allgemeiner, treuherziger Jubel regt alles zur Munterkeit an und endigt sich in ein heiteres Fest, dessen Freuden die ganze Familie theilt. Das Wildheu oder dasjenige Gras, welches das Vieh nicht erreichen kann, macht einen Nahrungszweig des ärmeren Hirten aus, der es auf unwegsamen, gefährlichen Wegen einzeln zusammenliefert, es in Bündel schnürt und für die Winterszeit sich einen kleinen Vorrath sammelt.

Zum Theil mag die Farbe der Kühe von der Beschaffenheit des Ortes und der

Pflanzen herrühren; diese Farbe hat aber keinen beträchtlichen Einfluss auf die Natur und Menge der Milch. Die Alpenerde ist so fruchtbar und so von belebenden Theilen geschwängert, daß sie alle widrigen Einflüsse des Klima und der Winde vermindert; die Feuchtigkeiten, welche sie aus dem unteren Schneelager, der sie über die Hälfte des Jahres bedeckt, gierig saugt, setzen den von den Thieren zurückgelassenen Dünger und die Ueberbleibsel der Pflanzen in eine fette Gährung, welche die ganze Oberfläche befruchtet. Jährlich häuft sich von den Pflanzentheilen die Erde an. Diese erhalten sie in ihrer lachenden Milde. Die Gewässer durchweben ihre Substanz mit lebenden Theilen, oder erfrischen sie, in einem feinen Thau von Dünsten aufgelöst. Alle Pflanzen sind hier aromatisch; selbst diejenigen, welche in den Thälern geruchlos blühen, werden hier von der schönen Erde balsamischer Wurzeln allgemach, oder von ihren Nachbarn mit Dünsten beschenkt. Alle Kräuter erhalten verstärkte Kräfte, und selbst die schädlichen gedoppelt Vermögen. Das Eisenhütlein soll
hier

hier schon, nur eine Zeitlang in der Hand gehalten, alle Wirkungen starker Gifte hervorbringen.

Diesen Veranstaltungen des Erdbodens, sich mit dem schönsten Schmucke zu bilden, hilft auch die Reinheit der Luft und das himmlische Klima nach, welches fast über alle Alpengegenden wie ausgegossen scheint; und erhält dafür zur Wiedervergeltung einen Zufluß schöner Gerüche, erquickender Stärkungen aus den Dunstkreisen der Kräuter, und den Blumenkelchen der Gewächse. Der erfrischende Nebel reiner und reger Gewässer, und das leise Wehen der Winde gesellt dieser Mischung noch eine Froheit und Munterkeit zu, welche in einem raschen Kreislaufe derselben immer sich aufhält. Mit der Leichtigkeit aller thierischen Bewegungen empfängt man von dieser Luft eine süsse Unbefangenheit aller Gefühle, ein unschuldiges Schwärmen aller Bilder, einen gereizten Umlauf aller Gedanken. Man fühlt sich in ihr von der begeisternden Froheit umfassen, die mit der vollsten Seeligkeit der ganzen Erde sich anschmiegen möchte. Jede Ader klopft ein

wechselndes Entzücken, das nicht selten in die Thränen einer stillen Wehmuth sich auflöst.

Besonders wo die Sonne auf den Alpengarten einigen Einfluss haben kann, da zeigt sich die Vegetation sogleich munterer belebt; sie begünstigt die Menge der Milch, ihre Güte und ihren reinen Ertrag. Doch nur einige Blicke darf sie hier sich erlauben, sonst vermindert ihre Hitze den Vortheil. Ein bedeckter Himmel, bei einer gelinden Wärme, an einem Orte nach der Sonnenseite zugekehrt, vermehrt die Ausbeute des Tages. So bethauen leichte Schneegeſteber die Pflanzen zu einem trefflichen Gedeihen. Südwinde hingegen sind der Bereitung des Käſes sehr nachtheilig; doch nicht an allen Orten in einem gleichen Maafse.

Diese ſichtbare Fruchtbarkeit, welche in dem ſchönſten Theile der Mittelalpen anfängt, vermindert ſich allgemach mit dem hinanſteigenden Boden, aber nur äußerlich; denn wenn gleich, wie gegen den Pol hin, alle Pflanzen zu einer merklicheren Kleinheit ein-

einschrumpfen, Bäume zu Stauden, breite Blätter zu feinen Fasern zusammenschmelzen, so drängt die Natur in die engeren Räume doch immer alle Kräfte zusammen, welche sie einer weiteren GröÙe bestimmte; die stärksten Kräuter wachsen in der Nähe des Schnees, die ersterbende Vegetation nimmt bey ihrem Uebergange in die unbekleideten Gerippe des Felsen, gleichsam noch einmal ihr ganzes Vermögen zusammen; das Vieh wird auf den höchsten Alpen am stärksten und fettesten, der Milchertrag am ergiebigsten und reinsten, der Käse am schmackhaftesten.

In ihren milden Strichen gedeihen endlich alle Gewächse, welche einen etwas heftigen Winter und einen langgebleibenden Schnee ertragen können. Erdäpfel, hin und wieder auch Erdbirnen, werden hier feiner, nahrhafter und von zarterem Geschmack, und ob die Aelpler gleich den Ackerbau mit wenigem FleiÙe betreiben, so findet sich doch in allen Alpenthälern Gerste; in den wärmeren Hafer, Roggen, Hirsen, Mayz, Weizen

I s

und

und Buchweizen, Bohnen, in manchen Gegenden Steinwicken, Hanf und Flachs, zu einem ziemlich vortheilhaften Leinwandhandel; weißer Senf und einige Gemüsorten. Selbst Blumen erzieht man; und mitten in den Alpen findet sich wohl gar ein botanisches Gärtchen. Das Obst ist hier natürlich nur selten, weil die Kälte den höheren Wuchs der Bäume behindert; zum wenigsten pflanzt man sie nicht. Wild kommt indess in vielen dieser Gegenden die Waldkirsche fort, welche man zu einem mannigfaltigen Gebrauche, besonders aber zu dem Kirschgeiste verwendet, das dem Fußgänger in der Schweiz so treffliche Dienste leistet. In Grindelwald wird das vorzüglichste bereitet, und weil es hier in sehr großer Menge abgezogen werden kann, so gewinnt es an Zeit, auszugähren und die schöne Klarheit zu erhalten. Die Gartenkirsche hingegen, die hin und wieder gezogen wird, und manchen savoyischen Bauer ernährt, ist weniger zu diesem Gebrauche geschickt, weil sie bey einer grösseren Süßigkeit sich weniger abklärt. Wenig Birn- und Aepfelarten gedeihen; mehr
die

die Pflaumengattungen und in manchen Thälern wird von der Sonnenhitze ein vor-
trefflicher Wein gezogen.

Von Holzarten machen die Tannen die vorzüglichste aus, füllen manche Ebenen halb aus, und geben nebst den Fichten und Lerchenbäumen das Holz zu den Wohnungen her. Kastanienbäume, mit sehr genießbaren Früchten gewähren für die Erdäpfel ein schmackhaftes Surrogat und einen brauchbaren Vorrath von Holz für verschiedene Handarbeiten der Aelpler, womit sie sich in müßigen Stunden sehr gern und sehr artig beschæftigen. Weiter oben hinauf wachsen endlich nichts, als Sträucher mit gesunden essbaren Beeren.

Endlich findet man noch Gesundbrunnen und kræftige Schwefelbæder in diesem Striche der Alpen, und eine Menge ganz unbenutzter Mineralien, deren Werth der Hirte nicht kennt und zu seinem Glücke verachtet. So Eisen- und Kupferkiese, Kobold und Bley, selbst Waschgold in manchen Flüssen, welche aus den Gletschern hervorkommen.

Schon

Schon diese kleine Uebersicht zeigt es, welche Mannichfaltigkeit im Ueberflusse, so wie ihn diese starre Höhen zu fassen vermögen, welche schöpferische Anmuth auf einem Felsengrunde sich fortbringt. Aber diese Grundlage zeugt einen eigenen Charakter, der sich vom Pflanzenreiche, durch das Thierreich bis zum Menschen selbst fortdehnt. Diesen eigenthümlichen Geist, der eine besondere Aufstellung und Entwicklung verdient, findet man hauptsächlich nur in den Thälern wieder, welche der Fremde verschont; und auf den Heerstraßen sinkt der Mensch wieder zum gewöhnlichen herab, auf den wir allenthalben stoßen.

Nur wenige von den Bewohnern dieser Alpgegenden geben sich mit der Jagd ab; die meisten ziehen die friedlichen Beschäftigungen den gefährlichen Nahrungserwerben vor. Nur die Grenznachbaren an den Hochgebirgen wagen aus Armuth ihr Leben an das Jagen von Steinböcken und Gemsen, Kaninchen und Murmelthieren. Bären und Wölfe trifft man nur selten hier noch, und wenn einer von ihnen erscheint, so ist die ganze

ganze Dorfschaft fogleich auf den Beinen, ihn wieder über die Grænze zu jagen.

In jene eingeklemmten Thäler der Alpen, welche sich gegen alles Zufließen der Winde verschließen, nähren eine solche Hitze im Sommer, daß die Bewohner derselben, wie vom Sonnenstiche getroffen, in eine vollkommene Blödsinnigkeit fallen, in eine gänzliche Entblößung von allen Ideen, und in eine Erschlaffung des Körpers, die sich zuweilen in jenen bekannten Krämpfen, welche ihre ganze Form verunstalten, sichtbarlich äußert. Diese Menschengattung bevölkert fast das ganze Wallis, und wird in den höheren Gebirgsgegenden erst seltener. Die große Menge dieser Unglücklichen hier in dieser so großen Entfernung von den Gletschern, widerlegt fogleich diejenigen, welche dem Schneewasser diese Krämpfe zuschreiben, die doch nur in der Erschlaffung der ganzen Konstitution sich erzeugen. Die mit der empfindlichen Thalhitze immer verbundenen schnellen Uebergänge von Hitze zur Kälte, Ueberspannung der Kräfte, zu starker Genuß unverdaulicher Speisen treten noch hinzu, dies

dies Uebel zu mehren und erblich zu machen. Doch trifft die Anerbung nicht immer die ganze Familie, sondern nur einzelne Glieder, bey denen sich Stumpfsinn sichtbar macht. In Wallis trägt man eine besondere Sorgfalt für die Kretins, sucht ihnen in allen Geschäften zu helfen und verläßt sie niemals im Elende.

Die so berühmten Albinos in Chamouni endlich, eine andere Merkwürdigkeit dieser Gegend, sind als Betrüger nun anerkannt, welche nur durch eine in Savoyen ungewöhnliche Blondheit, und sonst durch nichts von den gewöhnlichen Menschen dieser Farbe und Haargattung sich auszeichnen. Leute, die sie mehrmals sahen, haben mich wiederholt versichert; es finde sich gar nichts merkwürdiges an ihnen, keine abweichende Røthe der Pupillen, keine wollartige Blondheit der Haare, nichts von jener Schwäche der Augen, welche von einer übertriebenen Empfindlichkeit gegen das Licht herrührte; sondern eine rheumatische Schärfe, welche sich diesen beyden nur auf die Augen geworfen habe, sey das Erbtheil der ganzen Familie.

Die

Die so eben gezeichneten Gebirge, welche die Mittelalpen ausmachen, gehen immer stufenweis höher hinan und enden sich zuletzt in die Abätze, aus welchen die *hohen Alpen* bestehen. Diese sind die letzten Spitzen der hinanlaufenden Terrasse und ragen hoch über alle andere hervor.

Ia, sie sind die erhabensten Gipfel der Erde. Selbst diejenigen, welche man als noch höher bezeichnet, die Andes, erhalten, wie oben schon angegeben ist, ihre Grösse nicht von der Ausdehnung ihres Körpers, sondern von der Erhöhung des Bodens, aus dem sie emporwachsen. Denn man giebt die Hervorragung der Ebenen von Quito zu 1600 - 1700 Klafter über die Meeresfläche an, und diese abgezogen von der Höhe, welche man dem Chimborasso zuschreibt, macht diesen kleiner als den Montblanc, selbst kleiner, als den Aetna. Die Gletscherluft ist viel feiner als die auf den Andes, ein neuer Beweis ihrer Erhabenheit. Endlich büßt ihre Höhe auch bey ihrem æusseren Anblicke mehr ein, als jene freystehenden Gebirge verlieren können, weil alle Gletscher von unzähligen Neben-

Nebenalpen verdeckt, über diese nur wie kleine Hügel mühsam hervorragen können. Alle hat indels ihr Himmel mit Schnee überzogen, auch wohl mit einem unaufzessbaren Eise bedeckt; etwas das ihr erster Anblick schon als Charakter beträchtlicher Erhebung angeben muß. Denn alle Dünste und Feuchtigkeiten des Wetters, welche zu ihren Spitzzen gelangen, setzen sich hier in der Schneegestalt an, welche in ihren seltsamen Abwechslungen und mannichfachen Uebergängen ein seltenes Schauspiel gewährt, wovon kein Schatten sich in den milderen Erdstrichen zeigt. Das Farbenspiel, welches die Eisbrocken weit zarter und mannichfaltiger mischen, erweckt neue Ideen vordem nie begriffener Schöenheiten, und eröffnet einen ganz neuen Plan einer seltsameren Ausbreitung in den Anlagen der Schöpfung, als ein Thal zu entfalten vermag.

Hier in dieser Annäherung gewinnen die Hochgebirge ihr eigentliches Licht. Man sieht die Gletscher an Felsen von entsetzlicher Höhe hängen. Kleine krySTALLENE Berge ragen, wie aufgeschäumte Eisblasen aus den Schnee-

Schneefeldern hervor, welche an den Seiten herabgehen, sich wie Wachs um die Ränder der Klippen herumschlagen, und eine Menge von Strömen in zahllosen Kaskaden herabfallen lassen. Dann gehen die Eisfluthen zu ihrem Schoofse hinter den Bergen zurück. Auf einer anderen Seite sehen Wasser, wie Ruinen zertrümmerter Stædte hervor, wie Brücken und Pfeiler, oder wie ein Wald hellglänzender Thürme, die mit oder ohne Bedachung, rund oder viereckigt, in mannichfaltigen Stellungen neben einander gepflanzt sind. Ueber das Meer hinaus und die senkrechten Eislehnen, stehen endlich in einer gräßlichen Schwärze Bergspitzen und verschließen die Schneeabgründe in einem dunklen Schoofse.

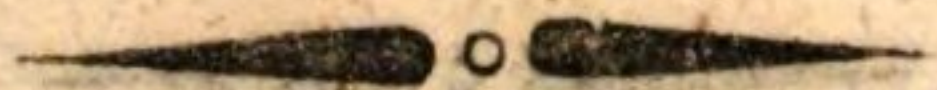
Diese Anhäufungen, welche man sämmtlich unter dem Namen der *Gletscher* begreift, sind mehrerer Hinsichten fähig. Der Dunstkreis setzt auf die Mittelalpen eine Schneerinde fest, welche ganz locker, rein weiß, von einer matten Blendung, sie dicht umhüllt, und nur nach heißen Sommertagen etwas eingeschmolzen, in der Kühle der

Nacht eine zarte Eistrinde erhält. Diese Gipfel nennt man *Firnen* oder *Firsten*. Ihr Schnee hat nicht viel Eisartiges und sie gehören daher zu den eigentlichen Gletschern nur wenig. Von Gestalt mehrentheils zugespitzt, eine Form, die sie von der Anlage ihres Ueberzuges erhalten, oder die seinen Ansatz begünstigt, werden sie einem *Horne* ähnlich; ein Begriff, den man ihren Benennungen gewöhnlich dann zugesellet, z. B. das Wetterhorn, das Schreckhorn. Wo diese kugelförmige Fortsetzung nur gering ist, da erhält sich auf ihrer Spitze nur ein leichter Ansatz von Schnee, weil er von den steileren Felsen leichter wegschmilzt oder herabfällt, und nur in kleinen Flecken sich bleibend ansetzen kann. Die lockere Beschaffenheit und die leichte Anlage derselben befördert ihr Herabgleiten sehr merklich; denn ein einfallendes starkes Thauwetter mit warmen Winden, oder auch nur heftige Stürme entkleiden oft in wenigen Stunden den Gipfel seines gänzlichen Schmuckes, und stürzen diesen in ungeheueren Lasten in die Klüfte herab.

Diese

Diese unter dem Namen der *Lauinen* bekannte Herabfælle von ganzen Schneegebirgen füllen allmæhlig die Thæler an, dehnen sich zu einer beträchtlichen Breite und Høhe, oft von 100 Klaftern, durch den neuen Schneeniederschlag aus, welchen die Atmosphäre auf sie absetzt, und werden zu den glatten Flæchen, welche oft jene Firsten mit einander verbinden. Allgemein hängen sie aber die hohen Alpen nicht als ein allgemeines Schneemeer zusammen, sondern die grøßten Lager füllen nur mehrentheils die kleineren Queerthæler aus. Nach Maaßgabe der Mannichfaltigkeit ihrer Gestalt, ihrer Vertiefungen und kraterförmigen Rundungen in der Mitte, der Art ihrer Ausdehnung, und ihrer Eingeschlossenheit durch die Gebirge, nennt man sie Eisthæler und Eisfelder; ein Name, den sie weniger, als Schnee-Felder und Thæler verdienen, und eine Eintheilung, die dem Naturforscher nur bey der Untersuchung der Gebirge hinderlich fällt.

Da diese Schneebænke tiefer liegen, und dem schmelzenden Sonneneinflusse weit freyer ausgesetzt sind, als die Hütte der Fir-



nen, so erhält natürlich durch den Wechsel des Wetters, durch warme Winde und darauf folgende Fröste, und durch neue vereiste Ansätze ihr Ueberzug eine Dichtigkeit, welche die Schneekoppen nicht kennen; ihr Gewebe wird fester und körnigter, das Hineinziehen der geschmolzenen Oberfläche füllt die Lücken und Höhlungen in den Lagen aus; der Druck neuer herabstürzender Lasten preßt sie zu einer stärkeren Masse zusammen, und die noch darinn enthaltenen Luftbläschen werden verengt und breiter gedrückt. Die Schneefelder haben weniger Dichtigkeit, weil ihre Lage sie von den Bergen, ihren Herabstürzen neuer Schneemassen, und den herabsinkenden geschmolzenen Eiswassern hinwegrückt, und daher nebst der Ansammlung einer großen Wassermenge alles Einziehen derselben und alles Verdicken der Schichten verhindert. Die Schneefelder und Schneethäler haben beyde endlich weniger Festigkeit, weniger Härte, Durchsichtigkeit und Glanz, als das wahre Gletschereis.

Mehr von diesen Eigenschaften erhalten sie da, wo sie sich in abgeschnittenen, ganz senkrechten Fläichen enden, welche die Benennung von *Eiswänden* erhalten. Denn hier sind sie dem Zudrange der Wärme, vom Eise nicht abgekühlter Lüfte, und dem Sonnenstrahle weit ausgesetzt, der mit einer Menge feiner Eistheilchen, die Oberfläche ihrer Schichten vermischt, und diese dadurch dichter auf einander legt. Oft sind ihre Schneelager indess noch so locker, daß sie kleine Quellen zu einem Ausflusse durchlassen.

Wo die Grundlagen dieser Bänke eben sind, da verwehen die Winde den Ansatz zu einer sehr gleichem Fläche, und die ihnen sich eindringenden Eistheile fügen die Flächen gerade und regelmässig übereinander. Wo aber im Boden Erhebungen sind, da frieren sie sogleich zusammen; der verschobene, unverhältnismässige Druck auf wenig unterstützte Theile preßt und sprengt sie, und es berstet allmählig ihre Oberfläche in jene gefährlichen Querspalten, welche diese Schneethäler mehr oder weniger durchschneiden. Denn auch, in ihrem Laufe durch ver-

rückte Schneemassen aufgehaltene Bäche dringen allgemach in die Schichten ein, untergraben und schmelzen den unter der vereisten Fläche befindlichen Schnee, lösen sich zuweilen durch die Wärme der Erde in Dünste auf, gefrieren auch wol unter der Masse, zersprengen die über ihnen noch liegende Decke, oder diese stürzt, von einem Thau- oder Regenwetter durchdrungen, wie auch durch heftige Windstöße zerrissen, von selbst in die Tiefe.

Immer mit einem anhaltenden Gefrieren verbundene elektrische Bewegungen können dies Zersprengen unterstützen; sind dann, nebst der immer fortgesetzten Auflösung des unter der Rinde befindlichen Wassers in Dünste, die Ursach jener Gletschergebläse, welche eiskalt aus manchen Oefnungen herausfahren, und mehrentheils, wenn gleich nicht immer, mit einem feinen Schneegestöber vergesellschaftet sind. Die mit Luft gefüllten Höhlenetzen diese Schneetheile mit in Bewegung und lassen ihre Dünste in Luftströmen ausbrechen.

Oft schließt sich die Spalte durch den Zusammendrang der gepressten Seiten wieder; oft werden aber auch nur die Lücken mit einem leichten Schneeanfatze gefüllt, der bald wieder überherrscht und die glatte Fläche, für den Reisenden äußerst gefährlich wiederherstellt. Denn hier erwartet ihn, bey einem weiteren Fortschritte ein unvermeidlicher Tod. Er versinkt in ein gefrorenes Wasser zwischen zwey Eiswänden, in denen er sich einklemmt; und mit der dicksten Finsterniß umgeben, erstarrend in nasser Kälte, muß er den Tod langsam herankommen sehen. Die KrySTALLsucher und Gemsenjäger halten ihre Stöcke daher immer wagerecht unter den Armen, die sie bey einem Falle doch so lange über dem Abgrund erhalten, bis sie zu ihrer Rettung einen Augenblick zu erfassen im Stande sind, oder sie binden sich an einander mit Stricken fest, um den Fallenden halten zu können.

Durch die Berstung der Eismassen erhalten die Ränder zackigte Fortsätze, welche der Druck der benachbarten Schneelasten beträchtlich emportreibt und erstarrten Wellen

ähnlich macht. Dies bildet ihre malerische Schönheit. Ein solches von einer Höhe übersehenes Schneefeld scheint ein stürmendes Meer zu seyn, das im Augenblicke höchster Wuth gefroren, noch die Zeichen seiner Anstrengung trägt. Selbst die Sonnenstrahlen brechen sich, wie im Wasser, durch die Eisscheiben in mannigfaltigen Farben, in ein Blafsblau der Ferne, in ein zartes Kolorit von einem rosen- und orangefarbenen, violetten und grünlichen Schmelze, und setzen die bezauberndste Täuschung zusammen, welche noch durch die Gewässer auffallend erhöht wird, die oft hin und wieder über die Oberfläche sich verbreiten und einen schönen Himmel zurückspiegeln. Dunkelere Ritzen durchlaufen die Fläche und verrathen die Tiefe dieses Ozeans. Und diese Meere werden endlich oft mit einem Gestade schwärzlicher Felsen bekränzt, welche den Eiswellen scharfe Spitzen entgegenstellen.

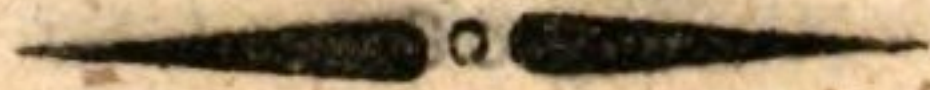
Auch häufen sich oft mitten in einem Schneethale kleine Hügel auf, welche sehr beträchtlich hervorragen. Diese entstehen meistens in einem tieferen Kessel der Mitte, wohin

hin die Seitenwände alle Schneetheile zusammentragen; zuweilen hingegen preßt ein anhaltender Wind die Lasten nach einer offenen Stelle in den umherliegenden Wällen des Thales hin, wo sie dann hinübertreten, vom Abhange herabglitschen, durch den immer erneuerten Zuflufs verstärkt, in die Mittelalpen einbrechen und die schönsten, fruchtbarsten Thäler erfüllen. Solche Fälle treten alljährlich ein, und diese Massen, werden immer zunehmen müssen, da sich die Eistelder und Eisthæler erhöhen, und also über die niedrigen Gebirgsstellen die Schneebälle sehr leicht hinüberschlüpfen lassen. Diese Gletscher, aus den Schneethälern zuerst entsprungen, haben auch alle Eigenschaften mit ihnen gemein; nur sind sie dichter, mit Wassertheilen reicher durchwebt und fester zusammengefroren, da mehr Feuchtigkeiten an ihrer erweiterten Oberfläche sich ansetzen müssen, welche ihnen zugleich auch, besonders an den Spalten, die schöne Durchsichtigkeit geben, die sich in einem Meergrün oder Hellblau bricht, weniger sichtbar an den erhabenen Spitzen aber das matte Weiß der Schneegebirge behält. Die Dichtigkeit der Masse, wel-

che in ihren Theilen nothwendig weniger nachgiebt, als ein leicht zusammengebackener Schneehaufe, macht den Gletschern jene Spalten eigenthümlicher, als den Schneebänken. Sie erhalten von ihnen dann ihre Gestalt, abschüssige Wände bey hinwegrückender Spalte, oder bey flachen Abschnitten sanfter hinabgehende Seiten.

Diese Begebenheiten und Veränderungen, und überhaupt die Art, wie sich die Gletscher in ihrem Umfange anfänglich gebildet haben müssen, deuten es an, daß das Eis an einigen Orten allmählig zunehmen, fruchtbare, bebaute Thäler verschütten müsse, in Ebenen vorrücke, und daher weniger Land mit der Zeit bewohnbar mache. Manche Ueberlieferungen von ehemaliger Gestaltung des Landes an einigen Orten, bestätigen dies. So soll man von Chamouni in sechs Stunden durch einen itzt vom Eise des Montanvert verchlungenen, und neuerlich nur erst durch Herrn *Bourris* bekannt gewordenen Weg nach Carmoyen und ins Thal von Aosta haben gehen können. So ist auch ein merkwürdiger Weg zwischen Kandelsteg und Lau-

Lauterbrunnen durch das seit 20 - 30 Jahren beträchtlich zunehmende Eis vöellig ungangbar geworden. Ehedem soll über den Avikula ein Paß in das Galenkerthal gegangen seyn, und schöne Weiden enthalten haben; itzt ist der ganze Adula eine der gräfslichsten Wildnisse, in der man mitten im Sommer erfriert. Der Laukeraargletscher war sonst ein fruchtbares Thal, das seiner Schöenheit wegen den Namen des Blümlisalpen erhielt; der von Grindelwald ehedem ein offener Paß nach Wallis zu, und an den Grenzen der Gletscher sieht man allenthalben Spuren des herabdringenden Eises, hervorgestoßene Bäume, Felsstücke u. s. w. Alle Sagen jener Zeiten der Alpen deuten auch auf eine ehemals größere Ausdehnung ihrer Weiden hin. — Man findet zwar Spuren, des wieder hinweggeschmolzenen Schnees und verminderten Eises; sie sind aber so sparsam, und was noch mehr ist, so undeutlich, daß man Mühe hat, sie dafür gelten zu lassen. Es ist eine erwiesene Beobachtung, daß nicht alle Berge gleicher Höhe auch auf eine gleiche Art ihren Schnee verlieren. Das Klima würde daher die Thäler nicht schützen. Auch ist es gleichsam



sam mit dem Eise herabgesunken und manche Gegenden waren sonst milder und wärmer als izt; ein Umstand, der nicht bloß Folge der Vermehrung des Schnees ist, sondern auch Ursach derselben allgemach wird. Die Gewässer der Schweiz haben nicht ab-, wie man annimmt, sondern nach der Ansicht ihrer Betten, offenbar zugenommen; und es ist natürlich, daß die Grundlage des Eises, sobald sie erst fortzurücken anfängt, sich allein schon durch ihre Folgen selbst bis ins Unendliche ausdehnen kann. Werden daher jene fruchtbare Alpen nicht durch irgend etwas gegen die Zukunft gesichert, so muß wenigstens ihre ganze Kette nach Jahrtausenden zu einem einzigen Klumpen erstarren, der dann vielleicht die wohlthätige Wirkung hat, entferntere Länder, als Europas größtes Wasserbehältniß, mit einer reicheren Fruchtbarkeit auszustatten. Wahrscheinlichkeit hierüber müssen noch hundertfach wiederholte Beobachtungen, und Gewißheit muß der Kreislauf der Zeiten geben, welche diese Tiefen immer enthüllet.

Der gewaltsame Druck der Gletscher treibt endlich von den Gebirgen, über die sie hinwegglitschen, jene berühmten, sie und ihre Entstehungsart charakterisirenden Dämme von Schutt und Steinen vor sich her, welche sie an dem vorderen Rande und oft auch auf beyden Seiten umgeben. Durch ihre Gröfse wird die Stärke des Drucks, und die Weichheit des zerrissenen Gebirges bestimmt. Oft sind mehrere Wände hintereinander gelegen, welche der Berg bey einem kleineren Vordrange, der nicht den ganzen alten Wall, sondern nur einen Theil desselben mitnehmen konnte, abgesetzt zu haben scheint.

Andere Wände sehen noch hin und wieder aus den Gletschern hervor; losgerissene Felsen, die mit dem Berge selbst vorrücken, oder auch mit dem Schnee selbst vermischte Steinstücke, welche ein Thauwetter und ein Zerschmelzen des Schnees von den Seitenwänden des Gletschers in diesen Schoofs zusammen gleiten und sich ansammeln liefs. Iene herabgerollte Trümmer sind noch mit den rauhen Ecken ihres Ursprunges versehen; diese

diese, als von kleineren Geschieben, durch die Bewegung gerundet.

Um alle diese Erscheinungen, welche der erste Anblick uns so wunderbar darstellt, sich zu erklären, muß man die ganze Masse der Eisberge, mit allen von ihnen abhängigen Thälern, als mit einander verbunden, als einen Haufen geronnener Materie ansehen, die nach Art einer jeden Flüssigkeit von oben nach unten drückt, und immer in einem gewissen Grade sich biegsam erhält. Hieraus ergiebt sich, wie die Thäler von dem Ueberflusse der Gebirge sich anfüllten und die Eisfelder entstanden. Der Schnee floss von den Höhen in alle Klüfte, stürzte durch alle Oefnungen, und ward zuweilen so in die Thäler ausgegossen. Da er durch diese Mündungen sich fortziehet, so bleiben oft fruchtbare Alpen über dies Meer erhaben, die man dann zu seinem Erstaunen einer ziemlichen Bebauung empfänglich findet.

Die Richtung jener Schneewellen geht, wie bey einer Bewegung im Wasser, immer
von

von dem Bewegungspunkte aus; sie streichen durch das Eisthal nach seiner Breite, nicht nach seiner Länge, und wenden sich nach allen Hervorragungen der Gletscher in ihren Thälern herum. Eine Eischolle wird allgemach von der anderen fortgedrängt, und macht durch einen Sturz in die Thäler, der neuen Raum.

Aus denselben Bewegungen der Eismasse, aus dem Drucke von oben nach unten, entstehen die seltsamen Erscheinungen, daß sich Klüfte öffnen und verchiessen, ganze Eiswände fortgehen, neue entstehen, und oft die Spalten ihre Beute, wie z. B. die Körper von verunglückten Reisenden, hineingefallenes Geräth, Bäume etc. wieder von sich geben. Der Druck von oben auf alle Seiten einer Oefnung muß natürlich die Theile gerade dahin, wo sie am wenigsten Widerstand finden, also nach oben hinauf, drängen; der beständig vermehrte Vorrath von Eis und Schnee im Schoosse der Gebirge preßt allgemach die nachgebenden Klüfte zu, die Eislehnen fort, und so werden ganze große Gletscher von ihrer Stelle gerückt. Wäre es
eine

eine bloße Vegetation des Schnees und Eises, wie der Einwohner es annimmt, so könnten die hineingefunkenen Dinge nicht so regelmäßig heraufgetrieben werden, und die Eismasse, welche fortgeschoben wird, müßte weit merklicher ihre Oberfläche verändern. So sprengen auch die in Dünste aufgelöste Gewässer wohl Schneemassen, aber können sie unmöglich so gleichmäßig erheben.

Dieser Druck wird durch die Erscheinung bestätigt, daß große Eismeere mit gelinderen Wogen und in weit kleineren Verzackungen ihre Fläche gebrochen haben, als die kleineren Schneethäler, weil der Druck von den Gletschern auf diese Ebenen herab, sich im Umfange weit mehr verliert, weit weniger, als in jenen Abätzen, sich sichtbar äußern kann, welche die schmalen Gletscherthäler bezeichnen. Spalten eröffnen und schließen sich endlich, wie dieser Druck sich vervielfältigt, und in einer oder der anderen Richtung wirkt; das Eiswasser gefriert unten und hebt die Fläche mit in die Höhe, neue Quellen entstehen und die Bäche verändern sich.

Der' enge Zusammenhang der Gletscher mit den Schneebänken und durch diese mittelbar mit den Firnen, bestätigt diese einfache Theorie ihrer Entstehung, welche sich auch noch in dem Ursprunge beweist, den andere Eisbälle erhalten, welche irgend eine gewaltsame Erschütterung von der Firne abreißt, herunterrollt und auf einer hervorstehenden Kante festsetzt. Hier empfangen sie die schœnfarbigte, feste Kruste von Eis, werden von Jahre zu Jahre dichter, setzen bey jedem Schneegeßœber neue Lagen an, und erheben sich allgemach zu ihrer erstaunenden Hœhe. Auch die erhabenen Bänke schicken in niedrige Landthæler zuweilen ganze grofse Klumpen herab, die vereinzelt sehr deutlich von den Gletschern sich absondern und nur durch die wiederholten Herabstürze neuer Lasten sich erhalten, und fortwachsen. Diese bilden auch jene Schneelauinen der Schweiz, durch deren Hülfe auch das Eis in die Thæler sich immer weiter verbreitet. So ist zum Beyspiel ein grofses Bett hinter dem Grofshorn und Breithorn im Canton Bern mit solchen Gletschern gefüllt, die aus herabstürzenden Lasten entstanden.

Diese Lawinen selbst erzeugen sich auf eine vierfache Art. Oft reißt sich nach einem frisch gefallenen Schnee eine kleine Scholle durch irgend eine Erschütterung los und glitscht über die Banke fort. Allgemach wächst sie durch die sich daran setzenden Theilchen. Je größer sie wird, desto schneller und gewaltsamer setzt sie an und rollt über die Berge fort. Alles auf ihrer Bahn ihr entgegenstehende wird aufgenommen, in ungeheuere Lasten gewickelt und sinkt mit ihr in die Gründe, die ihren Lauf hemmen. Eine andere Gattung solcher Lawinen entsteht, wenn gleich große Eismassen von den Gletschern sich losreißen, in großen Abätzen und mit dem entsetzlichsten Getöse in die Thäler hinabstürzen, ganze Felsen mit sich nehmen, ganze Ebenen ausfüllen, ganze Dörfer verschütten. Eine Größe, welche verhältnißmäßig mehr wächst, und reißende Schnelligkeit zeichnen die von der ersten Art aus. Beyde fallen im Winter, und man nennt sie *Winterlawinen*. Eine hat man noch mit dem Namen der Wind-, diese mit dem der *Schlaglawinen* bezeichnet. Die dritte Gattung, die *Staublawinen*, sind ein Erzeugniß des Sommers,

mers, der ihnen auch den Namen der *Sommerlauinen* ertheilt. Dies sind die gewöhnlichen, welche die Reisenden wahrnehmen. Man sieht sie, gleich den Schlaglauinen, ebenfalls in Sprüngen herabstürzen; aber mit weit gewässigerer Gewalt, ohne die hinreissende Kraft, welche den Gang von jenen bezeichnet. Mehrentheils bricht sich der Klumpe, wenn er im Donner seines Falles auf einen Felsenabstatz herabschmettert, zu einer mächtigen Schaumwolke, welche von Stufe zu Stufe, von einem Sprunge zum anderen mit schwindelnder Schnelligkeit schwer herabfinkt, und in einem starken Luftzuge feinen Schneestaub weit von sich verstreuet. Er ist von einem so ungeheuren Umfange, daß er oft nach wiederholten Zertheilungen doch unten noch einen Luftstoss erregt, der die entsetzlichsten Wirkungen auf alle benachbarten Gegenstände hat, Häuser ergreift und in Klüfte hinabschleudert, Thiere und Menschen umwehet und erstickt, und wieder neue Massen von dem Gipfel naher Firnen losreisst, welche dieselben Bewegungen wieder von vorne anfangen. So setzt ein einziger solcher Schneebälle oft eine große Erdstrecke in einen

schauderhaften Aufruhr; die Windströme brechen durch die Erschütterungen los, füllen die Luft mit einem undurchdringlichen Schneegestöber, reißen Felsstücke mit einem graufenden Krachen, Bäume an der Wurzel ab, stoßen Häuser und Dörfer in Abgründe; von hinstürzenden Schneemassen verrückte Ströme suchen sich ein anderes Bett; der elektrische Strom macht sich endlich vom Erdschooße los, und erregt Gewitter; alles wird Donner und Krachen; eine Schneenacht wickelt das Thal ein, Blitze strömen in glühendrothen Waldwassern die Felsen herab; bis sich endlich über dies Schrecken die schauerliche, eide Stille ergießt, als wenn die erschöpfte Natur nach einem Fieberanfalle den Athem zurückhielte. Nach wiederholten Rückfällen und Stürmen kehrt endlich die Ruhe wieder; der Himmel klärt sich blau wieder auf; aber man findet die ganze Gegend verändert und keinen alten Gegenstand mehr.

Man hat sich gegen diese Vorfälle und Schrecken auf mancherlei Weisen zu sichern gesucht. Bey jeder gefährlichen Stelle verstopfen

stopfen die Treiber und Fuhrleute die Glocken ihrer Saumrosse und Maulesel, um jede Lufterschütterung zu vermeiden; kein Ton läßt sich in der Gesellschaft hören; etwas für den Reisenden äußerst schauderhaftes, der zu seinem Erstaunen um sich die ganze Schöpfung von derselben Todtenstille gefesselt wahrnimmt, als wenn sie in einem einzigen Laut auszubrechen, sich scheuete. Jedes Thier vermeidet die Gegend. Kein Vogel fliegt in der Nähe, selbst die Bäche scheinen fachter vorüber zu schleichen. An manchen Orten werden sogar die Glocken, nur einige Fuß hoch über die Erde aufgehangen, um die Luft nicht zu stark zu regen. Auch feuert man an sehr gefährvollen Stellen Pistolen ab, um den Schneestäubchen, welche sich loszureißen im Begriff seyn könnten, noch den letzten Druck zu geben; Vorsichten, die oft ein verirrter Vogel vereitelt. Auf anderen Wegen hat man Höhlen in dem Gebirge gemacht, um den Wanderer bey herannahender Gefahr aufzunehmen, und sicher zu stellen. Man pflanzt und unterhält mit Sorgfalt die Wälder; man ziehet selbst Mauren ihrer einbrechenden Gewalt entgegen, und bauet nur

unter hervorstehenden Felsenstücken, oder hinter Wäldern sich an.

Von einer ähnlichen Art sind die Erscheinungen, welche ein vom Gletscher durch ausgedehnte Dünste oder hinter ihn drängende Schollen losgesprengtes Eisstück erzeugt. Diese elastische Materie zerspringt glasisähnlich in einen feinen Staub, der in die Höhe wirbelt, im Sonnenschein Farben spielt, und alle Gegenstände überziehet.

Die letzte Art der Lauinen, die *Fluglauinen* herrschen endlich auf den hohen Gebirgen in Form von Stürmen, welche dicke Wolken dichter, feiner und spitziger Schneekörner bilden, umhertreiben, und alles was sie befallen, mit dieser undurchdringbaren Nacht überdecken. Für den Reisenden ist nichts gefahrvolleres als diese Stürme, welche in wenigen Minuten ihn entweder selbst begraben oder seinen Weg den überschneieten Abgründen gleich machen, in die er bey jedem Fehltritt ohne Rettung hinabsinkt. Keine Wegweiser leiten mit Sicherheit auf der verlohrnen Fährte, und nur allenfalls die Maul-
esel,

esel, welche man an manchen Orten zum Fortbringen der Reisenden hält, verfolgen instinktmässig ihren alten Weg.

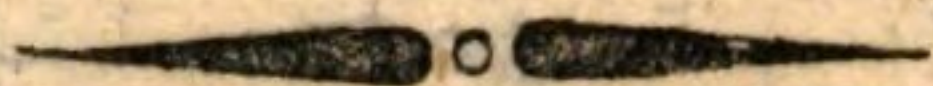
Eine solche Menge des Schnees, die sich in jedem Winter, und auf hohen Gebirgen selbst im Vor- und Nachsommer anhäuft, muss, da sie sich nicht an allen Orten zu feststehenden Gletschern verhärten, oder sich mit ihnen vereinigen kann, die grossen Behälter füllen, aus welchen dem Lande zahllose Quellen hervorstürmen. Alle Schrecken, alle stürmenden Ergüsse in der Natur lösen sich immer in einen sanften Thau auf, womit sie für irgend einen Zweck ihrer Einrichtungen wohlthätig Haus hält, womit sie die schönsten Anlagen befruchtet, und die entferntesten Theile zu einem grossen Ganzen zusammen verknüpft. Die hohen Gebirge, für keine Gattung eines Anbaues mehr nutzbar, sammeln daher in ihrem Schooss die Dünste, welche dem übrigen Lande zur Last fallen würden, vereinigen sie in bestimmte Wassertheilchen, treiben durch einen elektrischen Prozess alles unnütze, zu flüchtige heraus, häufen sie endlich in ungeheuern Vorraths-

häußern auf, und zerlegen sie da wieder zum Theil in die Winde, welche den Kreislauf der Lüfte bewegen, und zum Theil in das kœstliche Element, welches den Boden allein nährt und belebt.

So entstehen aus dem Schnee, und seinem Gefrieren und Wiederaufthauen, aus dem Niederichlage der Feuchtigkeit in die Ritzen, durch gelinde Sommerregen, welche anfrieren, und Quellen, welche ausfüllen, die Gletscher; und so werden sie fruchtbar und nützlich. So enden sich die grœßten Gefahren, die entsetzlichsten Revolutionen immer mit sanften Wohlthaten. Die Wasserbehälter stehen nie leer; regelmæssig, und gleichtœrmig vertheilend füllt sie das leichte Schneegestœber, das durch die Luft bequem hin- und herschwankt, mit einer immer erneuerten Fülle an. Dies Gestœber ist hart genug, und der Ort, wohin es sich neigt, hat eine hinreichende Kühle, um sein Zerschmelzen nicht in grofse Ueberschwemmungen ausbrechen zu lassen. Das Wasser dringt stufenweis durch die Schichten, Risse und Gänge in die grofsen Kessel hinein, von da es sich in kleineren

neren Wellen einen Weg in die niedrigen Gegenden æfnet. Oft mægen noch unterirdische Feuer das Zerschmelzen der Schneetheile befœrdern, und jene Bæche erzeugen helfen, welche gleich in ihrem Ursprunge kleinen Strœmen æhneln. So entstehen dann die zweyerlei Quellen; die, welche aus der Schneemasse selbst entstehen, nur im Sommer *fließen*, aus den Oefnungen im Schnee hell rein- und leicht hervorstrœmen, und die, welche unaufhœrlich fließen und endlich in grofse Gewæffer zusammentreten. Diese gewœhnlich am Fusse eines Gletschers unter dem Schnee hervorbrechenden, beständig fließenden *Gletscherwasser* sind immer mit Bestandtheilen ihres Gebirges hœchst überladen, trübe und schwammigt, indess jene aus dem Schnee selbst entstehende *Gletscherbrunnen* eine hœchst gereinigte und klare Flüssigkeit führen. Oft quillen jene Gletscherwasser aus grofsen Mündungen der Gletschergewœlbe, welche in einem lebhaften Grund von Meergrün ein mannichfaltiges Farbengemisch spielen.

Die meisten Flüsse der Schweiz, der Rhein, die Rhone, die Reufs, der Tessin, die



Arve u. m. a. entspringen als solche Gletscherwasser unter dem Fusse der Alpen, oft mit einem sehr fruchtbaren Schlamme beschwängert. Sie fließen am Tage und im Sommer stärker, als bey Nacht und im Winter, weil die Vorrathskammern von der Hitze dann an vollkommensten gefüllt werden; und dieser bewunderungswürdigen Einrichtung danken die hochliegenden Thäler ihre Fruchtbarkeit, weil sie dann gerade ihre Befeuchtung erhalten, wenn sie, halb von der Sonne verdorrt, derselben am meisten bedürfen.

Noch andere Flüsse hingegen entstehen in einiger Entfernung von den Gletschern, zwar in einem wahrscheinlichen Zusammenhange mit ihnen, aber erst auf einer thonigten Grundlage, die das Wasser nicht in den Boden einsinken lässt, durch Kanäle bis zu ihrer Mündung fortgeleitet. Der häufige Regen und Nebel im Frühling und Herbst häuft das Wasser allgemach in kleinen Zisternen an, welche diese Ausflüsse verstärken, und in zahlloser Menge sich zu einer beträchtlichen Grösse zusammenthun. Diese sind, zum Gegensatz für die ersten, im Sommer

mer viel schwächer als im Winter, weil dessen Nebel und Regengüsse zu ihrer Vermehrung und Entstehung mit beytragen.

Wenn man die Menge des Schnees berechnet, der das Jahr über in dieser Werkstatt der Natur sich anhäufen muß, die Fülle von Gewässern, das aus ihr entspringt, die Ausdehnung in der er um sich greift und über die niederen Ebenen selbst sich verbreitet, so begreift man nicht, daß doch nach Verhältniß so wenig Verwüstungen aus dem Reichtume an Wasser entstehen, und so viel fruchtbares Land sich dem Wirkungskreise des Schnees selbst entziehet. Beyden sind aber haltbare Grenzen gesetzt. Die Höhe der Alpen mit ihrer durchdringenden Kälte giebt dem Eise eine solche Festigkeit, daß es den eindringenden Sonnenstrahlen immer einigermaßen Widerstand leistet. Wenn der Sommer, welcher nur kurz dauert, vorüber ist, und der Regen in die Thäler zu fallen anfängt, so sind die Eiswasser so allmählig aus den niedrigeren Alpen geschmolzen, daß nur noch der Grund zur Anlage des künftigen Jahres übergeblieben ist.

Der

Der Wechsel der Witterung endlich, der Bau der Gebirge, welche sich von Zeit ihres Ueberflusses in wärmere Gegenden entladen, der Ansatz neuer Gletscher, die Menge der aus ihnen sich losmachenden Dünste, der beständige Fluß der Quellen, und andere Umstände lösen jene winterlichen Ueberzüge der Berge in eine milde Fruchtbarkeit auf; und setzen der zu schnellen Erhöhung der Gletscher starke Schranken. Die Menge des Wassers verdünstet sich auf seiner Reise von Terrasse zu Terrasse halb in jenen Seen, die es empfangen, und immer ihr Becken vergrößern, je tiefer es herabsinkt.

Endlich sind noch die Gletscher in ihrer Grundlage der Sitz eines furchtbaren Elementes, das in dem Ausbruch seiner Wirkungen alle andere an Wuth übertrifft. Ich meyne das Feuer. Dies erwärmt in ihrem Busen die Quellen, welche obgleich durch lange Kanäle doch noch mit großer Hitze erscheinen. Dies endlich macht die Erdbeben, denen mehrere Theile der Schweiz ausgesetzt sind. Wenig Jahre sind ohne Erderschütterungen vorübergegangen. Die Schweiz bebte als Lima unter-

tergieng, sie fühlte die Zerstörung von Quito und Lissabon. Besonders häufig sind aber erst die Stöße nach dem letzteren Erdbeben geworden, das seine Verwüstungen besonders nach Wallis verbreitete. Ein dumpfes Getöse in den Eingeweiden der Erde, ein Geräusch in der Luft und immer neue Erdstöße giengen mehrere Tage hindurch dem 9ten Dezember voraus. An diesem Tage fieng die Erde in ihrem Inneren, wie krampfhaft, an zu zittern; ein entsezliches Gebrüll wie von einem ungeheuren Waldsturz wechselte mit einem schneidenden Pfeifen ab; alle Berge fingen darauf an zu wanken und das ganze Thal schwankte von Süden nach Norden. Die Gebäude zerrissen, die Schornsteine und Dächer flogen ab, die Mauern sanken ein. Auf dem Felde gähnte hier und dort die Erde einmal und verschloß dann, nach einem herausgestoffenen Getöse, wieder den Mund. Bäume zitterten, Hügel verschwanden, kleine Ströme schäumten kochend über ihre Ufer hinweg. Das Schrecken der Einwohner war unbeschreiblich, und seit diesem Tage haben sie immer neue Stöße empfunden. Ganze Berge haben sich in Moräste herabgestürzt;
ganze

ganze Stellen bebaueten Landes, mit allem, was es trug, ganze Dorfschaften glitschten in den Abgrund hinab; neue Hügel hoben sich empor; neue Thäler dehnten sich aus. Basel und Zürich und Neuchatel haben lange gebebt. Die hervortretenden heißen Bäder verrathen den noch immer anhaltenden Brand in der Erde. Nur die zahlreichen Luftlöcher in dem Boden verhindern vielleicht keinen Ausbruch, oder brechen doch seine Wirkungen wenigstens. Ja, die Natur hat selbst diese fürchterlichsten aller ihrer Bewegungen zum Vorthail des Ganzen schön zu benutzen gewußt; ein freyerer Umlauf ihrer Säfte scheint durch ihre Adern zu dringen; neue Quellen eröffnen sich neue Wege, befruchten die vertrockneten Erdschollen, und wecken an dürren Stellen einen frischen Nahrungsgeist.

So wie nun die Gletscher auf das Element der Erde thatige Einflüsse außern, und von dem Feuer Einflüsse empfangen, so wirken sie eben so mächtig auf das Element der Luft. Die ganze Temperatur der Alpengegenden nicht nur schmiegt sich ihrer Willkühr an,

an, sondern ihre Macht dehnt sich noch auf entferntere Gefilde durch die Bereitung der Wolken aus, durch die Gährung der Wasser, durch die Abscheidung der Stürme und der Gewitter. Die heftigen Winde, welche oft in den Alpen wehen, und Hütten, wie die Heerden mit fortführen, können nicht immer ihre Kräfte und ihre Schrecken innerhalb ihrem Entstehungskreise beschränken; sie vergreifen sich oft auch an den entferntesten Thälern, und schütten alle Arten der Ungewitter in ihren Schoofs aus. Aber wenn nach dem unterhaltenden Senken und Steigen der Wolken, und allen Abwechselungen, deren ihre Gestalt empfänglich ist, der Himmel sich auch einmal aufklärt, so hat er sich in der Reinheit und Sauberkeit der Luft mit einer so hohen, entzückenden Bläue angethan, als kein Thal, das die Dünste den Sonnenstrahlen verschließen, je aufweisen kann; selbst die einsamen Schneewüsten, die einzige graufende Aussicht, welche die hohen Alpen verstaten, werden mit einem einladenden Glanze überzogen; die Ränder der Eiswände und die aus den großen Gletschern herabschauenden kleinen Hügelchen kleiden sich in ihr grün-

grünlichte blaulichte und purpurne Farbenspiel; und wenn ein Hochgebirge ja einmal einen weiten, freyen Ausblick erlaubt, so wird die Landcharte zu einer Heiterkeit aufgehellt, welcher die schönsten nüancirten Gemälde kaum fähig sind. Diese Schattirungen indess vermißt man hier allenthalben; die Gegenstände werden ins Unendliche verkleinert und die ganze Darstellung schmilzt zu einer flachen Grænzenlosigkeit ein. Aber dafür ruhet in dieser einsamen von Gegenständen ungebrochenen Klarheit der Lüfte, jenes schauernde Gefühl des Alleinseyns, das immer mit einer Erhebung endet, welche in der stillen Feyer der Gedanken sich zum Genuße unendlich großer Objekte hinaufschwingt, ausschweift über das blaue Dunkel der Ferne, über verwaschene Schranken der Räume, hin über alle Grenzen der Imagination und der Darstellungskraft.

Und wer fühlt sich endlich begeistert genug, die Pracht des Himmels in einer schönen Nacht, die er auf den Alpen verlebte, seinen Empfindungen wieder zurückzurufen, den Glanz einer gespannten Fläche des tiefsten

tiefften Dunkelblaues, mit einem Heere glänzender Sterne besetzt, die in Klarheit und verdoppelter Heiterkeit strahlen. Eine tiefe, hinreißende Schwärmerey verwischt das Bewußtseyn eines jeden Gefühls und mit ihm seine Erinnerung, beym Anblicke der unermesslichen Weite, in der mit einer solchen Deutlichkeit zahllose Welten rollen. Die Milchstraßen verschwinden. Alle Gestirne vergrößern sich.

Keine Hütte getrauet sich hieher in die Nähe der entsetzlichen Gegenstände; und nur ein wohlthätiges Spital sorgt für die Aufnahme erstarrter Menschen. Die Thiere fliehen diese Gegenden. Eine Leere, in der man seinen Pulschlag nur hört, hat diese Weltenkrümme mit einem Schrecken umfassen, in der man mit allem auch sich selbst mit vergiftet. Nichts reißt aus der Betäubung als eine neue Betäubung. Und die Erstarrung der Eisfelder gleitet nur mit reißenden Massen in jähnende Klüfte.

Fünftes Kapitel.

Der Montblanc.

Nur hier noch einige Worte über den Riesen aller Alpen, den Montblanc. Schon in einer ungeheueren Entfernung entdeckt man seinen weissen Gipfel; und über alle savoyischen Gletscher, mitten in dem Schoosse dieser hohen Berge, ragt er bis in Frankreich sichtbar hervor. In einem Umfange von mehreren Stunden und einer seiner Grundlage entsprechenden Höhe, streckt er eine seit Jahrtausenden liegende Eiskruste, welche nur selten ein hervorragendes Felsstück unterbricht, den Ungewittern entgegen, die selten seine Fläche verlassen und die nebst seinem ewigen Winter ihm den Namen des verfluchten Berges (*la montagne maudite*) gegeben haben. Wenn, gleich einem Bande, die grauen Wolken seinen jungfräulichen Busen umschlungen haben, so scheint der darüber hinausragende Scheitel einer anderen Welt anzugehören, die, über

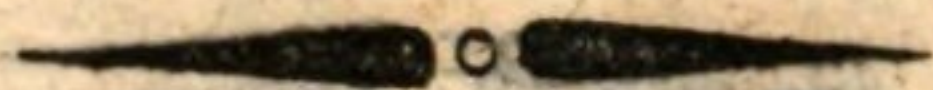
über den Erdball erhaben, einen reineren Himmel nährt. Ganz neue Zusammensetzungen des Schnees und Eises entstehen hier; zahllose Thürme und Säulen, Brücken und Bogen von der kühnsten Bauart, durchsichtige Eismauren, welche ganze Schlösser zusammensetzen. Der blaue Aether des Himmels verschmilzt alle diese ungeheueren Massen, an denen die Luft selbst Farben spielt, in ein erhabenes Ganze zusammen, das selbst die Einbildungskraft zu einem unwiderstehlichen Erstarren bezaubert. Große zackigte Stufen von einer unermesslichen Erhabenheit scheinen den furchtsamen Fuß hinaufführen zu wollen, verlieren sich aber in der Mitte des Weges in schwarze Schründe, die den kühnsten Wagehals schrecken. Vor jener merkwürdigen Reise, welche zu seinem Gipfel gelangte, hat man niemals den vierten Theil seiner Höhe erreicht.

Hr. *Bourrit*, der sorgfältigste Beobachter der savoyischen Gletscher, der das halbe Jahr in ihrem Schoosse zubringt, ein Mann von einem hinreissenden Feuer, hatte schon mehrmals die Läger ermuntert; aber

die Länge des Weges, den sie vorausfahen, die Mauren, welche erklettert und die Schründe, welche überstiegen werden mußten, hielten immer selbst die Herzhaftesten von ihnen zurück. Endlich wagten vier Männer einen Versuch, Michael Paccard, Franz Paccard sein Bruder, Victor Tiffai und der junge Couteran. Sie schliefen am Fusse des Takona die erste Nacht, und versuchten nach dem Anbruch des Morgens weiter hinaufzukommen. Ihr Weg gieng bald über glatte und mit einem feinen und sehr schlüpfrigen Grafe bewachsene Abhänge, bald an ganz senkrechten sehr hohen Eismauren hinan, deren Fuß in unabsehbare Abgründe versank; oft über steile Felsen, wohin sich die ersten von den anderen hinaufhelfen lassen mußten, und diese vermittelst ihrer langen Eisstöcke wieder nach sich zogen. Nach mehreren Stunden, die sie auf einem Wege durch die gefährlichsten und prachtvollsten Eiszusammensetzungen verbracht hatten, gelangten sie auf ein Schneefeld am Fusse des Montblanc, das, mit einer zahllosen Menge ungeheurer Spalten durchkreuzt, worüber hin und wieder nur Schneebrücken giengen, ihren Marsch aufser-

ausserordentlich aufhielt. Der Breven verschwand hinter ihnen bis auf eine kleine herausstehende Spitze. Endlich kamen sie an einen See, über dessen lebhaftes Blau, in ganz senkrechte Mauren geschlossen, eine Eisbrücke von der kühnsten Bauart, und einer porzellanartigen Durchsichtigkeit hinwegführte. Von diesem erhabenen Orte entdeckten sie den Genfersee, der ihnen in einer solchen Kleinheit erschien, dass er einem ausgespannten Tuchstücke glich.

Hierauf stellte sich ihnen ein steiler Schneeabhang entgegen, auf dem zwey Eismauern von einer unabsehbaren Höhe aufgesetzt waren. Sie giengen um diese Stelle herum; aber die Sonne machte den Schnee immer lockerer und ihre Reise beschwerlicher; ja, die Hitze stieg im Fortgange der Reise in einem so hohen Grade, dass sie ihre Hüte mit Schnee bedecken mussten, um sich vor dem Sonnenstiche zu sichern. Dasselbe fühlte Hr. v. Saussüre nachmals bey seiner Reise, wo es ihm unmöglich wurde, ohne Sonnenschirm fortzukommen. Ueberdem befiel



sie eine solche unüberwindliche Mattigkeit, daß sie kaum mehr gehen und sich allein nur durch Hülfe der mitgenommenen starken Wasser wieder etwas auffrischen konnten. Bald hielt sie wieder eine große, mit Eiszacken besetzte Kluft auf. Aber ein Umweg ließ sie einen hohlen Gang entdecken, der sie um diese Spitzen herum und zu einem kleinen Kegel hinaufführte, von dem sie den Montblanc sich so nahe entdeckten, daß sie ihn nur noch eine Lieue entfernt hielten; ein Irrthum, den sie bald, als von der Klarheit und Feinheit der Luft, welche die Gegenstände immer dem Auge nähert, herrührend bemerkten. Ueberdem sahen sie die Spitze des Montblanc sich mit Wolken beziehen, die in weniger als zehn Minuten auf sie zukamen; doch konnten sie noch durch eine Oefnung eine von den Ebenen Piemonts übersehen. Das Gewölke ballte sich aber schnell zu einer beträchtlichen Dicke und erinnerte sie an das Umkehren: sie gingen in ihren alten Fußstapfen zurück. Die Furcht, von diesen dicken Wolken umgeben, sich zu verirren, beflügelte ihre Schritte; sie setzten leicht über

über die gefährlichsten Abgründe hin, und kamen des Abends spät zur Priorey ganz abgemattet wieder zurück.

Herr *Bourrit* wagte darauf selbst einen Versuch, und nahm den *Jorasse* und *Couret* von Chamouni, noch zwey andere versuchte Jäger und den Führer *Maxime* von Salenche mit. Er schlug eine andere Richtung ein, nach der sie bequemer fortzukommen gedachten; aber ein grosser Gletscher trennte bald zweye seiner Gefährten von ihm, die den Berg hinauf kletterten und seinem Blicke auf einmal verschwanden. Er erblickte sie zwar wieder auf dem Gipfel des Gletschers, wo sie sich in den unermesslichen Schneegefilden, wie zwey Punkte im Weltall, verlohren; als er aber ihnen nachzukommen versuchte, befiel ihn und seine übrigen Gefährten eine so lebhaft, so durchdringende Kälte, daß sie sie kaum ertragen zu können glaubten. Wenige Augenblicke darauf befand Herr B. sich übel, und wie er noch als eine Vergrößerung seines Mißvergnügens bemerkte, daß die beyden anderen von ihm getrennten Reisenden, den Wein mitgenommen hatten, ent-

schloß er sich umzukehren; aber immer sahen sie den beyden Wanderern nach, welche die Schneegebirge hinankletterten, allmählig alle Schwierigkeiten überwandten und endlich den Schnee des erhabenen Bergs selbst betraten, der das Ziel ihrer Reise ausmachte. Herr Bourrit ging über unermessliche Eisfelder zurück, über tiefe Schlünde, und unabsehbare Spalten. Sie wurden beym Herabsteigen wieder so wohlgemuth, daß sie sich an einem Abhange von achttausend Fuß Höhe, an dem ihre Füße herunterhingen, mit der græßten Unbefangenheit niedersezten, als Maximen und Herr Bourrit eine Uebelkeit anwandelte, der sie zum weitem hinabsteigen zwang. Endlich langten sie auf dem Gletscher von Biancoçay an, wo sie die Nacht zubrachten. Iene andere beyden von ihnen getrennten Gefährten, Maria Coutet, und Franz Cuider erreichten nach einem fünftehalbstündigen Marsche den *dôme du goûté*. Sie hatten hier alle Alpen zu ihren Füßen, ihre Thäler, den See von Genf, mehrere andere Gewässer und eine so unermessliche Aussicht, daß alle Gegenstände undeutlich wurden. Sobald sie oben die Schneegegend erreichten, hörte die Kälte auf,

auf, ihnen beschwerlich zu fallen. Ungeachtet des bequemerer Weges hatten sie doch mit einer so außerordentlichen Mattigkeit zu kämpfen, daß sie bey jedem Schritte fast ausruhen mußten. Sie verlohren allen Hunger. Die Sonne schien ihnen um vielmal gröeßer und verschwand bey ihrem Untergange mit einer reißenden Schnelligkeit. Sie würden den græßten Eispic, der sie ohngefehr 24 Toisen noch überragte, erreicht haben, wenn der Untergang der Sonne sie nicht am Fortkommen gehindert hätte. Um 11 Uhr Abends kamen sie zu der Schlafstätte des Herrn Bourrit zurück.

Endlich erstiegen ihn zwey Einwohner von Chamouni, der Dokter Paccard und Iac. Balmat im August 1786. Als nachher Herr v. Saussüre ihn zu ersteigen wünschte, untersuchte vorher Balmat den Weg, den sie nehmen wollten, und gelangte mit zweyen andern Wegweisern, Ioh. Mich. Cachat und Alex. Tournier zum zweytenmale bis zum Gipfel. Am 1sten August 1787 begab sich endlich Herr von Saussüre selbst mit seinen Bedienten und 16 Führern, die seine Instru-

mente, ein Zelt, ein Bette und nebst den Lebensmitteln eine Leiter zum Uebersezen über die Spalten, trugen, den Rücken des Berges hinan. Um zwey Uhr Nachmittags kamen sie auf dem Berge la Côte, der 779 Klafter über Chamouni liegt, ohne Mühe und Gefahr an, weil bis soweit der Weg immer über Rasen und Steine hinweggeht. Hier brachten sie die Nacht zu. Den andern Tag bestiegen sie den Fuß einer kleinen Kette von Felsen, die in dem Schnee des Montblancs eingeschlossen sind. Der Weg hierüber ist lang und gefährlich. Eine Menge von Schründen spalten allenthalben die Felder; nur dünne Schneelücken führen hinüber, und oft mußten sie die Leiter anlegen, um über sie weg zu gelangen. Um vier Uhr Nachmittags machte man Halt, um hier den Morgen zu erwarten. Die Führer machten den Schnee eben, schlugen das Zelt auf, und die ganze Gesellschaft kroch in einem kleinen Raum zusammen, sich vor der Kälte zu schützen. Den andern Tag kamen sie an so steile Felsenwände, daß erst Fußstritte eingehauen werden mußten, um ihren Gipfel zu erreichen. Gegen 6 Uhr befanden sie sich nach
tausend

taufend Mühfeeligkeiten und Gefahren und nachdem Maria Coutet, welcher schon einmal seinem Gipfel nahe gewesen war, in einer Kluft hinuntergestürzt war, wo ihn nur die Stricke seiner Gefährten retteten, am Fusse des Pics. In diesem Augenblick hatten alle Einwohner von Chamouni sich versammelt, und durch Fernrohre sahe man sie, wie Ameisen den Berg hinaufziehen, den die dünne Luft so beschwerlich zu ersteigen machte, daß sie alle 15 — 20 Schritte stille stehen mußten, um wieder zu Athem zu kommen; ja, daß Herr v. Saussüre selbst ohnmächtig wurde, und sich von Zeit zu Zeit niederzusetzen gezwungen war. Um 11 Uhr gelangten sie zum Gipfel, nach einem zweystündigen Marsche. In dem Augenblick läutete man mit allen Glocken und trommelte in Chamouni. Die Gemahlin des Herrn v. Saussüre mit ihren beyden Schwestern, welche ihm mit dem Fernrohre unablässig gefolgt war, liefs eine weisse Fahne wehen, nahm Glückwünsche an; die Freude war allgemein. Herr v. Saussüre schlug sein Zelt am Gipfel des Berges auf, und brachte daselbst in einer äussersten Mattigkeit, in einer völligen Gleich-

Gleichgültigkeit der Seele und Unbekümmerniß fünftehalb Stunden zu. Wenn er sich ruhig hielt, fühlte er nur eine kleine Unbehaglichkeit; mehr aber bey der geringsten Bewegung. Dieselben Empfindungen hatten die übrigen. Die Lust zum Essen war gänzlich verschwunden; nur empfanden sie einen unauslöschlichen Durst. Er nivellirte indess nach den anderen Bergen und fand das Schreckhorn als den höchsten Gletscher nach dem Montblanc; doch war dies wahrscheinlich der Finsteraarhorn, der den Schreckhorn an Höhe weit übertrifft. Die Aussicht war so ausgedehnt, daß das Waatland gleich am Fusse des Berges lag, und die Aiguillen, welche ihre Höhe von Chamouni aus fast unerreichbar zu machen scheint, lagen tief unter ihrem Fusse und ihnen äußerst nahe. Er sah nur die Ketten der Gebirge mit ihren versilberten Spitzen, und die Dünste entzogen ihm die ferneren Gegenstände mit einer leisen Bedeckung. Das Meer konnte er nicht erkennen, woran die Berge um Genua und die Unterbrechung des ebenen Landes durch Gebirgsrücken schuld waren, da die Höhe des Gesichtspunktes ihn dazu berechtigte.

Um

Um 3 Uhr stieg er mit weit mehr Bequemlichkeit wieder herunter und schlief 200 Toisen tiefer als in der vorigen Nacht. Hier befanden sie sich sämtlich weit besser, erhielten Lust zum Essen, und arbeiteten mit Heiterkeit und ohne sonderliche Mühe. Um neun und ein halb Uhr Morgens kamen sie endlich auf dem Berge la Côte, wo sie Herr Bourrit erwartete, gesund und von den schwarzen Floren, womit sie zum Schutz ihrer Augen ihr ganzes Gesicht eingehüllt hatten, sehr wohl erhalten, wieder an.

Nachher ward er wieder von einem jungen Engländer, den Herrn de Beaufaix erstiegen, der mit den nemlichen Schwierigkeiten meistens dieselben Bemerkungen machte, als Herr von Sauffüre.

Der Gipfel des Montblanc ist nicht eben, sondern bestehet aus einer langen Kante, die auf ihrer græßten Hæhe so schmal ist, daß zwey Personen nicht im Stande sind, darauf neben einander zu gehen. An der östlichen Seite ründet sie sich mehr; überall ist aber die ganze Fläche mit einem dichten Schnee,

Schnee, der an einigen Orten vereist ist, bedeckt. Die erhabensten Felsen, welche erst in einer Tiefe von 60—70 Klafter an der Ostseite unter dem Gipfel hervorragen, sind alle Granit. Einer von diesen Steinen war von dem Blitze gesprengt; eine Erscheinung, welche vielleicht das Wetterleuchten ohne Donnern erklären hilft. Die Luft ist rein und schön, und die Führer des Herrn von Saufüre schliefen sehr sanft auf ihren Säcken; der Wind war auf der höchsten Spitze scharf und beschwerlich. Eine Pistole machte nicht mehr Lärm, als ein abgebrannter Schwärmer. Eine stille Oede und eine schauerliche Feyer der Natur schienen hier ihren Sitz aufgeschlagen zu haben; kein Vogel wagte sich herauf, und nur zwey Schmetterlinge flatterten über die Eisfelder hin.

Ob der Montblanc gleich nicht eigentlich zu dem Lande gehört, das den Gegenstand meiner Beschreibungen ausmacht, so berechtigt ihn doch sein naher Zusammenhang mit der körperlichen Bildung des Landes und seine Verbindung mit den Gebirgsketten, zu einer kleinen Stelle in diesem Buche;

Buche; so wenig befriedigend auch sein Gemälde ausfallen mußte, weil ich durch die späte Jahreszeit, in der ich ihn sah, von seinem Gipfel zurückgehalten, ihn nur in der Ferne beobachten konnte.

Sechstes Kapitel.

Höhlen, Seen und Flüsse der Schweiz.

Es ist natürlich, daß die Gebirge, welche sich über eine so weite Strecke des Landes ausdehnen, in ihrem Inneren so große Kochungen vornehmen und die Produkte derselben, einen solchen Reichthum von Gewässern, ins Land verschicken, nicht durchaus fest seyn können. Zahllose oft sehr geräumige Höhlen und Spaltungen sind ihrem Inneren eingesprengt, und verschmälern sich mehrentheils nach der Oberfläche in kleine Mündungen, welche der hervorströmende Quell gänzlich erfüllt, zuweilen jäh, sie aber auch in beträchtlichen Weiten. So bilden

den sie die Klüfte, welche, oft nichts als öde Räume, nur durch ihre Ausdehnung schrecken, oft aber auch eine geheime Pracht in ihrem unterirdischen Schooße aufbewahren, gegen die alle Schöpfungen der Sonne verschwinden; ungeheuere brillantirte Eisgewölber, mit grotesken Figuren versehen, mit dem ganzen Farbenspiele des Widerscheinnes geschmückt, in ganz neue Regenbogenfarben gekleidet.

Diejenigen Höhlen, welche sich in den tiefer ins Land hinabstreichenden Bergen befinden, haben mehrentheils einen sehr milden und weichen Gehalt, indess die Grotten und Klüfte der höheren Alpen weit mehr gehärtete Mineralien fassen. Iene sind nur gleichsam mit einer leichten Mondmilch angelaufen oder höchstens mit einigen Stalaktitzapfen bewafnet; diese besitzen den hohen glänzenden Reichthum jener prachtvollen KrySTALLdrüsen, welche einen so unermesslichen Werth in einem so kleinen Raume verschließen. Die Mineralien kalchichter Art scheinen sich gleichsam zu veredeln, mehr Glanz und Durchsichtigkeit zu gewinnen und ein

ein lebhafteres Farbenspiel, je höher der Schoofs hinaufsteigt, aus dem sie hervorgehen. Es ist unmöglich, sich einen prachtvolleren Anblick zu denken, als der Eintritt in diese Schatzkammern gewährt. Alle Gattungen der Edelgesteine scheinen in einander verwebt, mit einander verschmolzen zu seyn, um den Guss zu erzeugen, der ihre Decken und Wände bekleidet. Man sieht sich in tausend Spiegeln, und diese Spiegel einander selbst wieder zurückwerfen.

Auf dem Pilatusberge, einer schon tiefer ins Land sich verlaufenden Alpe, findet sich eine hundert Klafter tiefe Höhle dieser Art, das *Mondloch* genannt, worin Wasser tröpfelt, welches die sogenannte Mondmilch absetzt. Diese Höhle ist so lang, daß sie an die höchste Felswand gegen den Canton Unterwalden zu sich erstreckt.

Eine ähnliche Grotte besitzt der Canton Appenzell im sogenannten *Wild - Kirchlein*, einer Berggruft, die noch eine weit schönere Mannichfaltigkeit von Merkwürdigkeiten, besonders in dem Uebergange enthält, womit

aus der zarteren, kreideartigen Mondmilch der felsenartige Tropfstein hervorwächst. Eine ganz steile Felswand bezeichnet den Zugang zu ihr; senkrecht dehnt sich zur einen Seite ein Fels in sie hinein, zur anderen geht ein schwarzer Abgrund fort, der wie ein dunkles Band um den vier Schuhe breiten Fußtritt geschlungen ist, auf dem man zur inneren Grotte gelangt. Mehrere Oefnungen schliessen sich auf; besonders auffallend aber strecken dreye neben einander nach der Richtung von Südost sich fort. In der zweyten hat man eine der schönsten Ansichten des Landes über die tiefer liegenden Berge und die zwischen ihnen eingesenkten Thäler. Die dritte aber ist die weiteste und beträchtlichste, von der oben die Tropfsteine in grosser Menge und seltsamen Gestalten herabhängen, auf einer Lage von Mondmilch aufgesetzt sind, und aus dieser hervorzuwachsen scheinen, die sich von der rechten Seite merklich hinaufzieht. Die zackigte und fadenförmige Gestalt der Zapfen erscheint auf dem milchweissen Grunde weit schöner und lichter, als wo sie sich gleich aus einem Felsen herabneigen.

Die ganze Gegend überhaupt hat einen Reichthum an Erscheinungen der Form. Diese Höhle ist nur der Mittelpunkt, von dem aus man nach allen Seiten hin auf viele andere trifft. So kennt man in einer unbeträchtlichen Entfernung von ihr das *Ziegerloch* von ähnlichem Aeufseren und gleicher Natur, wie die Benennung schon sagt; eine andere auf *Hohen-Flätschen*, die große, mit Mondmilch angefüllte Bergklüfte in der Nähe besitzt, und das Tropfstein-Wasser in einer solchen Menge gesammelt hat, daß dies sich in zwey kleine Quellen zusammenziehen kann, welche in kurzer Zeit alles hineingelegte versteinern.

Eine der berühmtesten Grotten der Art trifft man aber bey Meerlingen, die *Beatenhöhle*, oder das *Batzloch*. Nur ihre Lage, deren Erhabenheit beträchtlich die gewöhnlichen Kalchgrüfte übersteigt, die Schönheit der Aussicht aus ihrer Oefnung, welche sie in dem Maasse nur mit wenigen theilt, und das romantische des kleinen Beatenbaches in ihrer Nähe, welcher in schmalen Wasserfällen den Berg herabhüpft, machen sie mehr anziehend

als merkwürdig, da sie von den meisten Klüften der Art am Umfange, an der Menge und Schœnheit der KrySTALLISATIONEN übertroffen wird. Nur ist sie ein anschaulicher Beweis von dem Einflusse der Hœhe und Feinheit der Luft auf die Form der KrySTALLISATIONEN; eine Hœhe, welche ihnen hier in dieser beträchtlichen Erhabenheit schon Stärke und Festigkeit ertheilt, und sie als Stalaktiten vom Gewölbe herabhängen läßt, ohne daß man Spuren von Mondmilch bemerkte. Die Gewässer, welche diese Inkrustationen veranlassen und bilden, scheinen hier noch eine grössere Kraft und eine Mehrheit von Erdtheilen in sich zu verschliessen, welche ihr weiterer Lauf allgemach niederlegt, und ihnen nur in dem Maasse noch läßt, eine feinere Art von KrySTALLVEGETATION zu bewirken. Je höher hinauf die Berge sich spalten, desto mehr Stärke, Härte, und damit verbundene Durchsichtigkeit gewinnen die ihnen eingebohrene Gewächse. Die Mondmilch hat noch gar nichts von der letzteren Eigenschaft, welche in agatförmigen Kreisen schon im Inneren der Stalaktitzapfen Spuren zurückläßt, und sich endlich in die Helle der KrySTALLen ver-

verliert. Alle zusammen entstehen aus den nemlichen Handgriffen der Natur, wie die Wassertropfen bezeugen, welche die letzteren in sich verschliessen, durch einen nassen Prozeß. Ihr langsames Wachsen giebt ihnen Zeit zu ihrer Läuterung, die wie die Helle in den Stalaktiten, sich gleichsam von innen nach aussen verbreitet, in ihren Spitzen am stärksten ist und mehrentheils unten noch um den Geißbergerstein eine Art von Mutter zurück läßt, in welcher sie stecken.

Diese Höhlen gehören den höheren Alpen an, und verschliessen in sich ganz unermessliche Schätze, welche aber nur in verschlossenen Grüften sich erzeugen zu können scheinen, und niemals nach deren Eröffnung wieder nachwachsen. Diejenigen Grotten, welche man offen und noch damit versehen antrifft, sind daher ganz vollendet schon durch irgend eine Bewegung der Erde, oder durch die Kunst der Krytallsucher gesprengt, deren Hauptbereicherung und Nahrungserwerb sie ausmachen. Die Bauren suchen sie gemeiniglich unter tausend Gefahren am Fusse der Aiguillen und oberhalb der Eisthäler; oft

kommen sie indess in weniger erhabenen Gegenden bequemer dazu. Ihre Merkmale geben ihnen meistens weisse und bläulichte Adern, ein flimmerndes Ansehen, das der Kry stall noch an dem Felsen fest sitzend, schon in einer Entfernung von sich streuet, oder kleine Wasserstrahlen. Schlagen sie dann an den Felsen und giebt dieser einen hohlen Klang von sich, so zerschmeissen sie die Steine und die Schätze entdecken sich. In sechseckigten Tafeln, wie Bienenzellen an einander gehängt, laufen sie in eine diamantene Spitze zusammen. — Durch die ganze Alpenschweiz sieht man Oefnungen zu solchen neuen und alten Gruben und oft in einer Höhe, die man kaum ohne Schwindel betrachten kann. Und doch lassen zu diesen sich oft die Sucher an den abgeschnittenen Felsen mit Seilen hinanziehen, bohren, über den entsetzlichsten Abgründen schwebend, Löcher ein, füllen sie mit Schießpulver an, hängen Lunten daran und sprengen sie auf. Dafür belohnt sie auch oft ein solcher Reichthum von diesen Produkten, die in der Klarheit und Schœnheit nur eine solche Höhe erzeugt, und die sie ohne Furcht lebenslang nutzen und

und selbst auf ihre Familie forterben können, ohne besorgen zu dürfen, es ernte ein anderer einmal den sauren Schweiß ihrer ersten Entdeckung. Denn dies Eigenthum ist unverletzlich geheiligt. Von dieser Art der schweizerischen Industrie mehr noch an einem anderen Orte.

Dieser Höhlen und Loecher, woraus man den Krystall bricht, welche sich noch gangbar finden und fleißig benutzt werden, giebt es in der Schweiz eine zahllose Menge. So ward in dem Zinkenberge an der Grimsel vor 50 Jahren der reichste Keller in der Schweiz und vielleicht auf dem Erdboden, von 20 Klafter Tiefe und an einigen Stellen 9 Klafter Weite, entdeckt, der 1000 Centner enthielt und woraus man vollkommen reine Stücke von 100 — 500 — ja 800 Pfund herausbrachte. Das Ganze schätzte man damals schon auf 30000 Rthl. Die Grimsel und ihre Nachbarschaft ist überhaupt davon noch sehr reich; so der Lauteraar- und Finsteraargletscher, das Wetterhorn, Schreckhorn und seine naheliegenden Gebirge. So hat der Berg Waller und Ochsenalp, der Geltenberg im

Lauinen -, der Engstlingenberg im Siebenthal, der Hartenstein bey Baden, der Rheinbord, der Gotthard mit seinen angrenzenden Alpen, der Roizberg, der Rielebogen, endlich besonders der Sandbalm, sehr reiche Grotten. Im Berg Urslau fand sich ein Keller, 15000, und im Kreutzlistock einer, 24000 Gulden am Werth. In Appenzell ist der Camor berühmt, und in Wallis bey Fischbach ist auf dem Hegdorn vor nicht gar langer Zeit eine Grotte eröffnet, worin ein KrySTALLstück von 1400, eins von 800, eins von 600 Pfund sich befanden. So giebt es auf der Furka und ihren Nachbarn; in Bündten auf dem Telli und Putz noch sehr reichhaltige Gruben. Hiervon habe ich schon einige Worte oben gesagt. Zur allgemeinen Uebersicht, die ich an dieser Stelle des Buches zur Absicht habe, zur Berechnung der grossen Reichthümer der Schweiz, reicht diese Aufzählung hin. Zweye dieser Gewölber sind aber besonders berühmt, nemlich der Camor und Sandbalm.

Der grosse Camor an den Grenzen der Züricher Freyherrnschaft Sax enthält, wie ich

ich schon oben gesagt habe, eine von den reichsten dieser Grüfte. Sie liegt in einem Felsen, eine Viertelstunde über dem Bade Kobelweis. Der Reichthum des Kellers wird auf mehrere hundert Centner Krystalle geschätzt, die aber in keiner ansehnlichen Gröesse fallen. Zu ihrem inneren sehr weiten Umfange führt eine enge Oefnung, wodurch man eine beträchtliche Länge hindurch entweder auf den Knien fortrutschen oder selbst auf dem Bauche kriechen muß. Wenn man aber zu ihrer Mitte gelangt ist, so erstaunt man über die Pracht der darin befindlichen Steine, welche die ganze grofse Höhle bekleiden. Neben und über ihr in dem Felsen drängen sich eine Menge kleinerer Höhlen hinein, welche den Reichthum auf hundertfache Art abwechseln, und die Gestalt und Farbe ihrer Erzeugnisse nach der Beschaffenheit ihres Grundes, von dem sie dieselben hervorwachsen lassen, vermannichfachen.

Der selben Art ist das Gewölbe im Sandbalm des Canton Uri, dessen eben so mühsamer Eingang in einen eben so geräumigen Keller führt. Man entdeckt mehrere Höhlen

len darin, welche man schon vor vielen Jahrhunderten, in denen man, einer alten undeutlichen darüber befindlichen Aufschrift nach, diese Grotte bearbeitete, in den Felsen hineingearbeitet zu haben scheint. Ungeachtet dieser häufigen Benutzung ist das Gewölbe mit seinen verschiedenen Zweigen und Gängen noch reich, und erst vor einigen und zwanzig Jahren hat man aus ihnen über 900 Stück Krystalle herausgebracht.

Abichtlich und ängstlich habe ich es vermieden, diesen naturhistorischen Theil meines Werkes zu stark anwachsen zu lassen, weil er die anderen nur hätte verdrängen müssen, überhaupt meinem Ziele nur wenig dient, und sich in mehreren grossen Werken vollkommen bearbeitet findet. Das wenige Neue, was ich ihm habe geben können und wollen, werde ich noch künftig zu meiner Absicht zu benutzen suchen.

Nun allein noch etwas von den Gewässern der Schweiz, welche ich meinem Zwecke schon näher verwandt ansehe, weil ihr Daseyn mehr, als die bloße Speculation oder
etwa

etwa einige Nahrungszweige und einen ärmlichen Luxus befriedigt. Die Natur versteckte diesen auch klüglich in ihrem innersten Schoofs, indess sie ihren schönsten und erhabendsten Schmuck immer an ihrer Nutzbarkeit verwendet, und die bezauberndsten Szenen gerade an den Gegenständen sichtbar werden läßt, welche ihre Wohlthaten fassen.

Die Schweiz wird von ihrer Lage, dem inneren Baue ihres Gerippes, und der Nothwendigkeit, manches Uebertriebene zu mildern und Ueberflüssige abzunehmen, mit einer Menge von Seen ausgestattet, welche den herabströmenden Flüssen ihre ganze Furchtbarkeit nehmen, ihre überschwemmenden Schrecknisse in bethauende Wohlthaten sanft vertheilen, und durch diese reiche Auseinanderleitung Milde und Schöenheit um so heilsamer austreuen. Sie fassen endlich in einem weiten Busen alle Gewässer auf, um ihre Bestandtheile besser zu mischen, durch einander zu mildern, und sie zu einer allgemeineren, gleichen Fruchtbarkeit zu beschwängern; oft vermehren sie die Ausdünstung grade an solchen Orten, welche des Regens und Thaues star-

stärker bedürfen, (wie dies von den Seen des Jura behauptet werden kann,) mildern die Hitze der Thäler, in denen sie zusammenran-
nen, mit der feuchten Kühle ihrer Dünste,
und theilen dem Lande grade den schœnsten
Theil seiner Reize in dem himmlischen Blau
ihrer Fluthen und der lachenden Farbe ihrer
Ufer mit, in dem regen Gekräusel ihrer Wel-
len, in dem Schattenspiel ihrer Düste.

Indefs nur die grœßeren Seen besitzen
das Eigene, welches sie ausser ihrer Schœn-
heit, von der ich schon oben geredet habe, in
ihrer Nützlichkeit und ihrem Benehmen aus-
zeichnet. Im Thurgau, in der Nachbarschaft
des Rheins, der Rhone und Reufs, trifft man
diese weiten Becken an, welche in ihrem Fel-
senschooße das herabstrœemende Wasser sam-
meln, Ueberschwemmungen dadurch verhü-
ten, feuchte Dünste auf die Zeiten der Tro-
ckenheit sparen, und ihre Gährungen mit den
durchstrœemenden Flüssen vermischen. Sie
scheinen eine beständige Cirkulation zwischen
jenen großen Wasserbehæaltern im Schooße
der Erde, und zwischen der Luft unterhalten
zu müssen.

Der *Genfersee* zeichnet sich sowohl durch die romantischen Reize seiner Gestade, als durch seine ansehnliche Gröſſe vor seinen Schweizerbrüdern aus. In der Mitte des weiten Thales ausgedehnt, das sich zwischen dem Jura und den Alpen gelegt hat, erhält er sein Wasser hauptsächlich aus der Rhone, die aus Wallis nach Frankreich sich ziehet. Ausserdem empfängt er noch einen ansehnlichen Zufluss von einer Menge anderer Gewässer, von der Vevayſe, dem *Eau Froide* bey Villeneuve, der Lukrive, der Maladiere bey Vidy, der Venoge bey St. Sulpice, der Veirou bey Morges, der Raye bey Moutru, der Dranse, der Morge, dem Scheidegewässer des Chablais von Wallis u. m. a. Sein Name verändert sich hin und wieder nach der Küſte, die er beſpült, und ſo nimmt er bey Lauſanne z. B. den Namen des Lauſannerſees an.

Seine Länge beträgt nach Mallet und Pictet, in gerader Linie von Genf über Chablais nach Villeneuve, ungefähr 15; ſeine Breite von Thonon nach Rolle beynahe 4 Meilen. Dieſe letztere beträgt aber nur in ſeiner Mitte ſoviel; gegen die Enden zu nimmt

nimmt er allgemach ab; von Ivoire bis nach Genf wird er ungleich schmaler, beträgt von hier an nirgends mehr als fünf viertel Stunden, erhält auch den Namen des kleinen Sees, und gewinnt so allgemach die Form eines Mondviertels.

Nahe bey Genf ist seine Tiefe so unbedeutend, daß quer durch ihn eine Sandbank sich fortziehet, zwar immer mit Wasser bedeckt ist, sich aber doch bis an die Stelle erstreckt, an welcher der See die Rhone nach Frankreich entläßt; er gewinnt zwar nachher nach Morges zu eine grössere Tiefe, aber nie mehr als 2 - 300 Fufs. So wächst er, nicht bis an seine Mitte und bis an seine grösste Breite, sondern bis zu seinem anderen Ende. Er hat nach Saussüre bey Ivoire nur eine Tiefe von 300, bey Evian 620, und endlich bey den schroffen Klippen von Meillerie 950 Fufs. Diese Annahme ist nur für das Ganze berechnet; denn an einigen Stellen, selbst in der grössten Tiefe seines ganzen Körpers, kann er wohl seichter werden. Er hat endlich an sich selbst, ob er gleich einer der tiefsten Schweizerseen ist, eine beträcht-

trächtliche Erhöhung über das Mittländische Meer. Denn *de Lüc* fand ihn im Sommer bey hohem Wasser $187 \frac{2}{3}$ Toisen darüber erhaben, etwas das die Höhe der Alpen um so ficherer feststellt.

Die Lage des Sees also hat, wie man auf den ersten Blick gleich wahrnehmen muß, etwas sehr merkwürdiges. Von Genf bis Dranse sind seine Ufer sehr verbreitete Ebenen, von denen die Berge einige Stunden weit sich entfernen. Von Dranse bis Meillerie rücken diese Gebirge dem Ufer zu, und von Meillerie bis an sein äußerstes Ende stürzen sie sich senkrecht hinunter. Auf der Seite des Bernergebietes findet das nemliche statt. Bis Rolle hat man beträchtliche Ebenen; die Anhöhen rücken von hier aus bis nach Vevay dem See um ein großes näher, und hinter der Stadt bespült der See beynahe die Berge. So wächst gleichmässig die Tiefe.

Auch verbreitet diese Lage einiges Licht über die Entstehung des Sees, die er nur den Hindernissen verdanken zu müssen scheint, welche die Rhone bey dem Durchbruche

brüche durchs Land gefunden haben mag. Diese stürzt sich vier Stunden hinter Genf mit einer entsetzlichen Schnelligkeit zwischen dem Jura und Vouache hindurch, die mehr als dreytausend Fufs an Høhe betragen. Weiter war keine Oefnung für den Strom nach Frankreich hin zu gewinnen, und die grofse Wassermasse brachte eine solche Gewalt zum Durchgange mit, dafs sie den Stein, wie ein Gewölbe aushöhlen mußte. Gerade mitten im Bette steht endlich der Credo, ein Berg von gleicher Høhe mit dem Jura, der durch einige losgerissene Stücke (ein Fall, der vielleicht den *Perte du Rhone* machte) ihr den Lauf sogleich so verdämmen mußte, dafs sie Genf und alle umliegenden Gegenden unter Wasser setzen würde. Aus der Anstrengung die sie anwandte, sich ein geräumiges Bett zu eröffnen, und aus den Hindernissen, welche ihren Gang einschrænken wollten, entstand also der Umfang des Sees.

Von den Alpen, dem grofsen Wasserbehälter, kommt also seine Mutter, die Rhone mit allen übrigen sich in den See ergießenden Wassern herab; diese mischen sich hier und

und übergeben ihm ihre Fluthen. Jener Fluß hat im Anfange seines Einganges noch einen Theil seines Triebes, der ihn in ganz sichtbaren Strömungen bis fast in die Mitte des Sees leitet, wo er endlich ihn sinken läßt. Hier scheinen indess die Fluthen unter der glatten Oberfläche des Wassers sich immer noch fortzubewegen, an irgend einigen Felsen im Grunde zu brechen, und nach Maafsgabe der Umstände, des Laufes, der Winde, der Stöße, welche in einer grofsen oder kleineren Wassermenge die Rhone aus Wallis mitbringt, die anderen Strömungen zu bilden, wovon man keinen unmittelbaren Zusammenhang mit jenen Hauptbewegungen und keine auffallende Ursache bemerkt; denn sie gehen zu gewissen Zeiten aufwärts, zu anderen abwärts, ohne dafs man die Perioden dieses Wechsels mit erträglicher Genauigkeit zu bestimmen im Stande wäre.

Von Wallis und seinem lettigen Erdboden wird die Rhone mit der trüben Farbe beschwängert, welche sie im Anfange hat; aber schon beym Eingange in ihr Becken, schlägt sie ihre erdigten und gräbsten Theile nieder,



und geht nicht, wie man sich einbildet, in einem durch die Farbe abgeforderten Streifen den See entlang, sondern mischt sich bald ganz aufgeklärt den heitern Wellen desselben zu. Die Strömungen die sie macht, und die Bewegung, welche ihr Einsturz der ganzen Masse des Sees mittheilt, treiben diese abgesetzten Theile in die gegenüberstehenden Buchten, die sich allgemach ausfüllen, das Wasser zurücktreiben, und mit Schilf und Rohr ihren Busen bekränzen. So rückt allmählig das Land in den See hinein, setzt ganze Erdzungen an, entfernt die Gestade von ihrer ehemaligen Lage; und manche Dorfschaften, wie z. B. Provally, die ehemals nahe am Ufer lagen, finden sich itzt gleichsam in Savoyen tiefer hineingeschoben. Der Anfang des Sees erstreckte sich selbst vielleicht über die jetzt noch sumpfigen Ebenen von Roche und Aelen, bis weit in Wallis hinein. Bey dem engen Pafs von Ecluse unter Genf wird es auch an dem Bette, das sich die Rhone an dem Felsen des Jura gegraben hat, sichtbar, dafs der See die westlichen und nördlichen Gestade ehedem bedeckt haben müsse. An dem ganzen Bogen, den er bey Aubonne macht,

mächt, an dem Ufer von Lausanne bis Vevay besonders, nagen immer die Strömungen fort, welche die Wellen des Sees nothwendig hieher besonders leiten; führen die Ufer, welche sie losgerissen haben, den savoyischen zu, und gehen allmählich bis an die Mauern der Ortschaften fort, bis sie die amphitheatralische Erhebung einmal einschränken wird.

Die Höhe des Sees fällt und steigt nun, nachdem die in ihn sich ausgießenden Gewässer vom Schnee anschwellen, den der Frühling und Sommer in ihre Fluthen einschmilzt. Er steigt im April bis zum August, und fällt von da an bis zum Dezember. Der Unterschied beträgt oft über sechs Fuß; eine Vermehrung von keiner geringen Bedeutung bey einem so großen Wasserbehälter.

Außer diesen periodischen Strömungen giebt es noch andere Ebben und Fluthen im See, die meistens ganz plötzlich, besonders aber in stürmischen Tagen entstehen, wo dann das Wasser an beyden Enden des Sees merklicher sinkt, und mit eben der Schnelligkeit wieder anschwillt. Da man Urfach zu

vermuthen hat, die ganze Gegend um die Alpen herum sey ein vorzüglicher Wohnsitz der elektrischen Materie, weil man selbst einmal im Jahr 1741 und 1742 auf dem See die Erscheinung einer Art von Wasserhose angemerkt hat; so ist es möglich, daß vorübergehende stark elektrische Wolken die Fläche des Sees in der Mitte erheben und wieder sinken lassen, welches dies Hin- und Herschwanken des Sees verursachen möchte.

Zuweilen hat man es auch erlebt, (wie in d. J. 1570. 1711, und 1733.) die Arve, die sich ohnweit Genf in die Rhone ergießt, durch einen heftigen Zufluß von den Gletschern des Faucigny so stark angeschwollen zu sehen, daß sie die Rhone in ihrem Strome selbst aufhält, in den See zurücktreibt, und den See beträchtlich selbst anwachsen macht. Die Rhone muß in diesem Falle klein seyn, um der Gewalt der Arve in einer geringen Wassermasse nur schwache Kräfte entgegensetzen zu können.

Oft wird der See von plötzlichen Windstößen befallen, welche besonders an solchen

folchen Stellen, deren Steile keine sichere Anfuhr erlaubt, die Schifffahrt gefährlich machen. Er hat aber diese Bewegungen, welche die Luft reinigen und die stockenden Dünste aus den niedrigern Thälern in die weiteren Flächen fortzudrängen, mit allen Schweizerseen gemein.

Seltfam ist es auch, daß das Wasser des Sees um Genf herum beym Nordwinde warm, und beym Südwind kalt ist; eine Erscheinung die wahrscheinlich vom Gefühle des Beobachtenden abhängt, da beym Südwinde die Luft um ein Beträchtliches wärmer seyn muß, als das Wasser des Sees, das dem Beobachtenden also viel kälter vorkommt; und umgekehrt.

Einen nach Maafsgabe seines Umfanges, sehr reichen Vorrath von Fischen, scheint zwar sein reines Wasser nicht zulaßen zu wollen; aber dies giebt ihnen dafür desto mehr Wohlgeschmack und Gesundheit. Vorzüglich berühmt sind, selbst bis nach Paris, seine Barschen, Aeschen und Lachsforellen. Oft hat man von den letzteren Stücke von

40-50 Pfunden gefangen. Indefs scheint das Interesse so verschiedener Herren, welche ihn benutzen, auch der Grösse der Fische alljährlich nachtheiliger zu werden; denn man findet den Ertrag mit jedem Jahre geringer. Hierzu kommt noch, daß, da der See niemals zufriert, die Fische keinen Zeitraum übrig behalten, sich der immer lauerten Jagd zu entziehen.

Einer der grössten Seen der Schweiz ist noch der *Zürichersee*, der sich wie der von Genf beträchtlich mehr in der Länge, als in der Breite ausdehnt; denn jene beträgt wohl von dem Dorf Schmerikon bis an die Pallisaden der Stadt zehn starke Stunden, da diese nirgends mehr als eine Stunde ausmacht. Seine Tiefe ist äußerst verschieden; sie hat wohl 80 Klafter zwischen der Aue und dem Dorf Meilen, da sie an der Brücke bey Rapperschweil, die über die Grenze des Ober- und Untersees geht, so gering ist, daß man zum bequemerem Durchgange der Schiffe einen Kanal hat ziehen müssen. Seine Schmalheit setzt ihn übrigens der Gewalt der Winde weniger aus, als der Genfersee empfinden muß;

muß. Nicht so stürmisch und gefährlich als dieser, verändert er auch weniger seine Gestade; immer in allen seinen Bewegungen sich gleich, verstatet er dem Handel beträchtliche Vortheile. Alle italienische Waaren gehen diesen Weg. An den Markttagen versammelt sich hier eine zahllose Menge von Schiffen aus allen benachbarten Ortschaften; und dies freudige Gewühl geschäftiger Menschen, welche dem Züricher den græßten Theil seiner nöthigen Lebensmittel zuführen, gewährt den heitersten Anblick.

Von dem Aeufseren des Zürichersees habe ich schon oben einmal ein schwaches Gemælde entworfen. Seine milden Ufer athmen einen ewigen Frieden. Die Wellen scheinen sanfter sich zusammenzufalten, heben sich nur selten über die glatte Fläche hervor, und Himmel und Erde sind festlich, wie zu einer Brautnacht, in einander geschlungen.

Er hat, wie der Genfersee, einen Reichtum an Fischen, von denen einige Gattungen zum Theil ihm eigenthümlich gehören.

Forellen, Karpfen und Salmen finden sich hier in grosser Menge und beträchtlicher Grösse. Sehr selten friert er, besonders am unteren Theile, in dem Maasse zu, dafs alle Schifffarth und Fischerey aufhören müfste. Er scheint überhaupt in seinem Inneren eine eigene Wärme zu nähren, die von dem Sonnenstrahl unabhängig, seine Gefilde mit einer fetteren Milde bedeckt und seine Bewohner mit einer ansehnlicheren Grösse ausstattet. Diese Fruchtbarkeit, welche an einigen Stellen selbst die des Waatlandes zu übertreffen scheint, erhøhet den Preis der Güter und Weiden zum grøelsten in der ganzen Eidgenossenschaft.

Der *Bodensee*, welcher izt die öestreichischen, deutschen und schweizerischen Staaten von einander sondert, setzte schon ehemals die Grenze zwischen den Alemannen, Vindeliciern, Rhätiern und den Helvetiern fest. In einer grossen Weite ausgestreckt, deren Länge vom Einflufs des Rheins bey Buchberg bis nach Stein, 15 bis 16, und deren grøelste Breite von Langenargen nach Roschach 5 starke Stunden betrægt, zerfællt er in den
brei

breiteren Theil, den eigentlichen Bodensee, in den Bodmersee, der von Costanz nordwestlich in Schwaben hineingeht, und endlich in den dritten Theil, den Unter- oder Zellersee, der die Grenzen zwischen Costanz, Thurgau und Nellenburg zieht. Er bewässert fruchtbare Ufer, und ein mildes Klima ruhet auf den Gegenständen, die um ihn sich üppig herumziehen. Mehrere eigene Quellen scheinen diesen Behälter zu füllen, wozu noch der Rhein mit allen kleineren Flüssen, die er aufnimmt, dem Schussach, Arch, Salmach, Bregenz, Goldach etc. ein beträchtliches beyträgt. Seine größte Tiefe soll in der Gegend von Merspurg über 300 Klafter betragen. Er setzt nicht nur die ganze Gegend umher in die engste Verbindung, (immer der Hauptnutzen der Seen für die innere Kultur der Staaten) sondern er wimmelt auch von Fischen, deren einige Gattungen, besonders aber die Albulen in verschiedene Cantons der Eidgenossenschaft ausgeführt werden. Diese Benutzung der Fische wächst um so höher, da der eigentliche Bodmersee im ganzen Winter nicht zufriert, (wenigstens beschränken

sich die Fälle des Gegentheils auf einzelne Jahre in einem ganzen Jahrhundert), obgleich der Untersee, als sein tiefster und folglich sein fischreichster Theil jeden Winter fast eine so dicke Eistrinde gewinnt, daß er Schlitten und beladene Frachtwagen trägt. Der breitere Bodensee ist gerade den wärmeren Winden weit mehr ausgesetzt, da er den kälteren hergehete Ufer entgegenstellt. Seine viel gleichere und allgemeinere Tiefe macht ihn zur Schifffarth bequemer, als die anderen Seen der Schweiz; dann er ist im Stande Schiffe von 3000 Centner zu tragen.

Diese vorzüglichen Seen, nebst einer Menge von anderen kleineren, werden nun in ihren Geschäften der Nutzbarkeit durch mehrere große Flüsse unterstützt, die das Land durchziehen, meistens durch sie selbst ihren Lauf nehmen, sie in einem gelinden Kreisläufe erhalten, sich mit den nahrenden Theilen, welche ein größerer Stillstand des Wassers ausgeschieden hat, von ihnen wieder beschwängern lassen, und diese dann ihren himmlischen Gestaden zuführen, welche durch die Cantone merklich fruchtbarer streichen.

Der König der schweizerischen Ströme ist der *Rhein*; Er entspringet in Bündten, wie man gemeinlich annimmt, aus drey Hauptquellen, welche die Namen des vorderen, mittleren und hinteren Rheins führen. Der vordere nimmt seinen Ursprung auf einem der höchsten Theile des unerstiegenen Adula, dem Crispalt, gegen das Urlerenthal und den St. Gotthard zu. Bald wächst er durch den Zufluß anderer Gewässer, besonders der aus den Alpen Mugels und Cornera hervorkommenden Quellen, zu einiger Gröſſe heran, fließt Sanvix, Tront, Rinkenbergs, Oberfax und Ilanz vorbey, bis er bey Reichenau seinen Namen und seine Selbstständigkeit ablegt, und in den hinteren Rhein sich ergießt. Der mittlere Rhein hat seine Quelle auf einem hohen lepontinischen Gebirgsrücken, Cadellinum genannt, von dem aus er erst unter dem Namen Froda, zum Lukmanier und ins Medelserthal fließt. Bey dem Kloster Disentis läuft er endlich mit dem vorderen Rheine zusammen. Ueber die zwey Bergreihen des Adula ragt endlich eine Gebirgskette hervor, die gegen Mittag ein 13 Stunden langes Thal schließt, an dessen Spitze der hintere Rhein

zum

zum Vorschein kommt. Er scheint aus dem Avikula zu entstehen, aus dem er unter dem Moschelhorn in der Gestalt vieler Gewässer hervorkommt, die sich in einem sehr tiefen Schlunde verbinden. Dieser vereinigte Strom fließt, während er mehrere Bäche in sich aufnimmt, zuerst nach Mittag zu, dann zieht er sich gegen Morgen bis zum Dorf Hinter-
rhein; in dem Berggange *Rüfflen* stürzt er sich zwischen jähren Felsen mitten im Walde als ein prachtvoller Wasserfall nieder. Er geht hierauf oberhalb Regüns schlangenförmig nach Morgen zu bis zum Flecken Reichenau fort, wo er mit dem vorderen und in diesem auch mit dem mittleren Rheine zusammenschmilzt.

Von Reichenau also fließen diese drey Hauptquellen nun in einem einzelnen Stroime fort, unfern der Hauptstadt des Bündtnerlandes, Chur, vorbey, und nachdem sie bey dem Städtchen Mayenfeld die Grenzen desselben verlassen haben, auf der linken Seite neben der Graffschaft Werdenberg, neben Hohensax und Rheinthal; auf der rechten aber neben den österreichischen Herrschaften Pludenz, Hohenems, Feldkirchen etc. vorüber; trennen
also

also die Eidgenossenschaft und die österreichischen Länder. Die Gestalt des Flusses ist bis Haldenstein, wo er erst anfängt schiffbar zu werden, immer noch die eines Aelpler Gebirgswassers; er dehnt sich zwar zwischen dem Rheinthal und den Herrschaften vor dem Arlerberge in der Breite beträchtlich genug aus, hat aber an Tiefe nur wenig gewonnen. Diese Verbreitung hat seine Fluthen vertheilt; er fließt langsam und sanft, und ist noch nicht im Stande gewesen, sich ein so tiefes Bett' und so erhabene Ufer auszuhöhlen, daß die Länder, welche er bespült, vor den Ueberschwemmungen gesichert seyn könnten, womit das Wachsen seines Stromes öfters im Frühlinge und Sommer Wiesen und selbst nahegelegene Häuser und Dorfschaften zerstört. Selbst unter Haldenstein wird er noch nicht in dem Maasse schiffbar, daß er nur etwas beträchtliche Schiffe zu tragen im Stande wäre, sondern man muß sich noch der Flöße bedienen, welche aus 8 - 10 Bäumen zusammengeschlagen, 12 Schuhe lang und 10 Schuhe breit, acht bis zehn Personen und eben so viel Centner Waaren tragen können. Wenn der Fluß besonders durch die von dem

An-

Anschwellen losgemachten Erdtheile etwas getrübt ist, daß der Steuer mann den Boden desselben nicht sehen kann, so geräth das Floss zuweilen auf die unterirdischen Klippen, welche es denn nicht selten aus einander reißen. Da sie nicht wieder den Strom hingingen können, so werden sie in Rheinek verkauft.

Endlich giebt der Rhein unter der Rheinthälischen Stadt Rheinek, bey dem Dorfe Buchberg seine Gewässer dem Bodensee. Er vermischt sie ganz eigentlich mit den Fluthen des Sees, und niemand weiß von der Erdichtung, daß er sie mitten durch den See unvermischt erhalte. Nur höchstens eine halbe Stunde weit vom Einflusse bemerkt man noch, besonders wenn er etwas getrübt ist, seinen Strom in stärkeren Wellen, die aber bald gänzlich mit den anderen Fluthen zusammenschmelzen.

Bey der Stadt Costanz endlich, die den Bodensee begränzt, zieht er sich auch aus demselben heraus, fließt ohngefähr eine Meile weit, wo er sich dann bey Emmalingen in

in den Unter- oder Zellersee stürzt, aus welchem er bey der Stadt Stein wieder hervor-
 kommt. Hierauf macht er zwischen der
 Landgraffschaft Thurgau und dem Nellenbur-
 gischen die Grenzscheidung und geht bey
 Diefenhofen und Schaafhausen vorbey, wo sein
 Bett' anfangt aus Felsen sich zusammenzuse-
 tzen, welche die Fahrt darauf außerordent-
 lich gefährlich machen. Bey Schaafhausen
 geht die berühmte Brücke von Holz über ihn
 weg, welche bey einer Länge von 360 und
 einer Breite von 36 Schuhen nur zwey
 Schwibbogen und einen einzigen Pfeiler hat.
 Endlich stürzt er sich eine Stunde hinter
 Schaafhausen bey dem Schloß Lauffen mit ei-
 nem entsetzlichen Getöse aus seinem Felsen-
 bette herab, und bildet jenen oben schon er-
 wähten Wasserfall, der an Pracht und Aus-
 druck jeden anderen europæischen weit hinter
 sich läßt. Unter dem Rheinfall wird der
 Rhein erst nach zweyhundert Schritten seines
 Laufes wieder schiffbar; und eine Stunde
 davon scheint er von den am Wasserfalle los-
 gerissenen Erdtheilen die romantische Insel
 gebildet zu haben, auf welcher das Kloster
 Rheinau steht. Der Fluß geht in felsamen
 und

und mannichfaltigen Krümmungen fort, die oft mit hervorragenden Felsen vermischt, seine Beschiffung gefahrvoll machen. Bey Ellikon im Gebiete von Zürich vermischt sich die Thur mit ihm, die, aus der Grafschaft Toggenburg entsprungen, alle Gewässer des Thurgau enthält; und nur eine Stunde weiter hinab bey Tœsrieden, nimmt er den Tœfs, einen der wildesten Flüsse des Cantons Zürich, in sich auf; so wie nachher auch bey Coblenz drey andere Hauptgewässer der Schweiz, die Reuß, Limmat und Aar. Nach dieser Vereinigung zieht er eine Zeitlang in vielen Krümmungen sich fort, bis er endlich den zweyten und endlich bey Lauffenburg, einer österreichischen Waldstadt, den dritten Wasserfall bildet, der den zweyten weit übertrifft. Das Bette des Rheins ist hier so eng und zwischen den Felsen gleichsam so eingeklemmt, daß er nicht breiter ist, als etwa ein gewöhnliches Zimmer. Viele Felsen liegen hier mitten in seinem Strome. Hier werden die Schiffe zwar nach einer Entledigung von Waaren und Reisenden mit Seilen neben dem Felsen vorbeigelassen; aber man kann sie nicht wieder hinaufbringen. Nachdem er

unter-

unterhalb der vier Waldstädte das Oestreichische Gebiet verlassen hat, geht er noch einmal zur Eidgenossenschaft hin und bewässert daselbst den Canton und die Stadt Basel. Nur eine halbe Stunde hinter der Stadt, aber entfernt er sich gänzlich von seinem Vaterlande und theilt nun seine Fluthen andern Ländern mit.

Da er mit einer beträchtlichen Wildheit fließt, so reißt er von den Gebirgen, über welche er hinwegstürzt, Steine herab, die im Anfange immer noch eckigt, nur allmählig bey einer Entfernung von seinem Ursprunge abgeschliffener werden. Hieraus entsteht dann auch der Sand, und abgeründete Geschiebe bilden in den Ebenen große Kieselmassen. So werden selbst die Kry stallen verändert, aus denen die Cailloux du Rhin entstehen. Er hat endlich eine Menge von Fischen, von denen die *Salmen* vorzüglich merkwürdig sind, welche sehr weit den Strom, ja selbst über den Wasserfall bey Laufen hinaufsteigen sollen.

Der zweyte beträchtliche in der Eidgenossenschaft entspringende Strom ist die *Rhone*, die endlich, wie der Rhein, durch die Gewässer der Seen, welche sie durchstreift, und anderer Flüsse, die sie in sich aufnimmt, zu einem der græsten europæischen Flüsse erwächst. Sie nimmt ihren Ursprung aus der Furka, einem sehr ansehnlichen Berge in Oberwallis am westlichen Ende des Gotthards, der auch von ihr den Namen des Rhonegletschers bekœmmt. Auf der obersten Firne ist die kleinste Quelle, welche mit mehreren vereinigt, in den unteren Gletschern sich verliert, daselbst wahrscheinlich in einer Wasserzisterne neue Verstärkung erhält und sogleich als ein sehr beträchtlicher Bach auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kommt. Gleich an seinem Ursprunge gewinnt dieser von einem aus der Grimsel herkommenden Bache einen neuen beträchtlichen Zuwachs, der sich in seinem Fortgange durch verschiedene andere Alpengewässer immer noch vermehrt, da die Rhone den einzigen beträchtlichen Fluß ausmacht, der in Wallis die keinen Bäche in sich aufnehmen kann. So

So zieht sie auf ihrem Wege die *Elm* aus dem Gerenthale, die Saltinen vom Simplon, die Visp bey Vispach, die Lunz, die Dala, die Wassa, die Pissevache, u. a. m. zusammen. Sie fließt durch das ganze Thal herab, bey der Hauptstadt Sitten vorbey, und unterhalb dem Dorfe Am Gant, endlich in den Genfersee. Im Thale erhält sie von den Gletscherwassern eine trübe Dicke, in der die Forellen sehr gut gedeihen, und setzt nur erst im Genfersee diese Unreinigkeit ab. Schon ehe sie Wallis verläßt, hat sie nichts mehr von ihrer ursprünglichen Wuth, sondern fließt in sanfteren Wellen schon bey St. Moriz durch das Gouvernement Aelen ihrem großen Behälter zu.

Bey Genf endlich kommt sie wieder aus dem See heraus, stürzt sich vier Stunden hinter diesem Orte, nachdem sie sich bey Eclüse zwischen dem Ende des Jura und des Vouache hindurchgedrängt und den Credo passirt hat, in einen Felsgrund, von nicht mehr als 2-3 Klafter in der Breite und bey 25 Klafter in der Tiefe, mit einer solchen Wuth und Schnelligkeit hinab, daß sie an

der Mündung zum Theil in einen dichten Nebel sich auflöst. Dies ist die sogenannte Perte du Rhone. In dieser Höhle rollt der Fluß mit großer Schnelligkeit und einem starken Geräusche wohl eine Viertelstunde lang fort, und wechselt endlich bald, nachdem er heraus ist, den schweizerischen Grund mit dem französischen um. Nahe bey Genf führt er etwas Goldsand, doch in einer so geringen Menge, daß es kaum die Arbeit belohnt.

Die Quelle eines dritten Schweizerflusses vom ersten Range, der *Reuß*, ist auf der mitternächtlichen Seite des großen Gott-hards, und eigentlich dreyfach. Der erste Ursprung ist im Lago di Lucendro, einem See, der auf dem Gebirgsrücken selbst liegt, wahrscheinlich aus dem von Orcino, Orfikula und anderen Bergen herabkommenden Gletscherwassern entstehet, das ganze Jahr hindurch eine schwarzlicht-grünlichte Farbe hat, mehrentheils aber mit einer Eiskruste bedeckt ist. Der aus ihm ablaufende Bach vereinigt sich bey der Teufelsbrücke erst mit dem anderen Zweige. Dieser entspringt an

den

den nordöstlichen Gränzen des Furka, wo eine Menge grosser Gletscherbäche, nach und nach bey dem Dorfe Spital sich zusammen-thut, bis sie sich mit jenem Zweige vereinigt. Endlich empfängt der Strom sein Wasser noch aus dem Oberalpee, der nordostwärts von dem Urseren Thale in einer hohen und engen Bergschluft liegt, und wahrscheinlich von den herabkommenden Gebirgswässern allmählig zusammengeronnen ist. Der herausströmende Bach vereinigt sich noch mit mehreren anderen Quellen, bis er bey Urseren in die beyden ersten Zweige endlich einschmilzt.

Die Reuss ist einer der wütendsten und wildesten Ströme der Eidgenossenschaft. Schon zwischen der Höhe des Gotthardes, und dem Dorfe Spital hat er zwey sehr beträchtliche Wasserfälle, dann stürzt er sich wieder dreyhundert Schritte vom Ende des Urserenthales bey der Teufelsbrücke unter einem starken Staubregen in einem gräßlichen Falle herab, der sich mit einem entsetzlichen Getöse zwischen engen Felsen fortdrängen muß. Hier öffnet sich der grosse

Riss,

Rifs, der das Gebirge bis an seinen Fuß gespalten hat und der Reufs ihren Lauf bestimmt. Diese Pforte trägt das Gepräge der ungeheuern Gewalt, die sie brach. Von den Wänden der Abgründe, in denen die Reufs mit dem wildesten Donner hinabstürzt, sieht man mit Zittern eben so erhobene Gebirge schwer über den Weg schweben. Endlich macht sie noch Wasserstürze bey dem Dorfe Gestinen, und zuletzt einmal zwischen der Weilerbrücke und Wättingen, und zwischen Gurmelen und Weiler. So springt sie gleichsam in unzähligen Absätzen, von deren Menge diese nur die vorzüglichen ausmachen, auf die Ebenen nieder; ihr Gang ist selten einen Schritt weit, ohne das wilde Getöse, welches ihr eigenthümlich gehört, und sie empfängt von der Wildheit ihrer Gegenden neue Schrecken. Das Wasser dieses Flusses schwillt im Sommer, vorzüglich durch die von den benachbarten Gletschern herabrinne-nden Kanäle fast jede hundert Schritte an, und nimmt mit dem Zusatze des Wassers auch immer an Wildheit mehr zu.

Bey Flüelen geht die Reufs endlich in den Vierwaldstædtersee, aus dem sie bey Luzern wieder herauskommt. Wegen der Menge von Klippen, die ihren Lauf jenseits des Sees bestimmen und aufhalten, wird sie hier einigermaßen erst schiffbar. Bey dem alten Schlosse Stollberg nimmt sie die Klein-Emmen auf, fließt neben Bremgarten und Meltingen vorbey und strömt endlich unter Windisch mit der Aar zusammen, wo sie vorher noch eine ansehnliche Breite und Tiefe gewinnt. Die kleinen Gewässer, aus denen sie allmählig erwächst, machen dafs sie bey dem einfallenden Thau- und Regenwetter leicht anschwillt, über ihre Ufer hinaustrit und die umliegenden Gegenden verwüßt.

Die *Aar* hat ihren Ursprung auf den obersten Firnen der Grimsel, die sich unter den Gletschern an Höhe besonders auszeichnet. Die Quelle scheint ohngefähr in gleicher Höhe zu liegen, als die Quelle der ebenbeschriebenen Flüsse und des Tessin auf dem benachbarten Gotthard. Ihr Ursprung ist, wie der der meisten vorigen Flüsse, ebenfalls dreyfach. Auf dem Oberaargletscher, dem ober-

obersten Eisthale der Grimsel, sieht man den Aarbach, oder die Oberaar hervorkommen, die von da aus in das zweyte Eisthal hinabgehet, wo sie ein Theil des Gletscherwassers von diesem erwartet. Von hieraus geht der Bach zwischen dem Vorderzinken und Tauchliberge weiter hinab, und fließt endlich nahe bey dem Spital mit der Lauter - Aar zusammen. Der zweyte Arm, die Finsteraar, entspringt in dem mittleren Eisthale oder dem Finsteraar - Gletscher von dem zusammengelaufenen Gletscherwasser, läuft aber nicht sichtbar zu einem deutlichen Bache vereinigt, sondern halb unsichtbar, besonders bey dem Finsteraarhorn durch die Oefnungen der Berge und unter den Gletschern weg, und schmilzt so unsichtbar mit dem Bache des Lauteraargletschers, dem dritten Zweige zusammen, der sich unter dem Eise von diesem sammelt, und aus der Eiswand unter dem Namen der Lauteraar hervorkommt. Jener erste Zweig, der Aarbach, hat lange den beträchtlichen Umfang des letzteren vereinigten Stromes nicht. Der erste unsichtbare Ursprung der Aare ist daher wahrscheinlich in dem westlichen Winkel des Oberaargletscher, von dem sich der
Strom

Strom hinter einem hohen Felsen aus entsetzlichen Abgründen hervorstürzt. Eine ganze Stunde lang setzt sie von hier aus ihren Weg durch eine grausenvolle Wildniß bis zum Spital fort, geht hier, wo die erste Brücke über sie führt, einer steilen Felswand nach, und stürzt sich endlich über eine scharfe Klippe in eine wilde enge Schlucht mit einem schauerhaften Getöse hinunter. Diese Gewalt brechen allgemach mehrere schöne Wasserfälle und machen sie gegen Guthanen hin etwas sanfter, jenseits dessen sie sich im Haslilande mit mehreren Bächen vermischt, und in immer trüben, leimigten Fluthen ihr Wasser bis in den Brienzersee hinabwälzt. Dieser entleert sich ihrer gegen Mitternacht, durch eine halbstündige Landenge neben Interlachen in den Thunersee, aus dem sie sich bey der Stadt Thun wieder losmacht. Von hieraus fließt sie, nun erst schiffbar geworden, in einem breiten und unsicheren Bette, das sie bey dem geringsten Anschwellen zum Nachtheil der ganzen umliegenden Gegend verläßt, bis Bern fort, das sie größtentheils umströmt, von da gegen Abend, dann wieder gen Mitternacht bis nach Aarberg, das sie ebenfalls

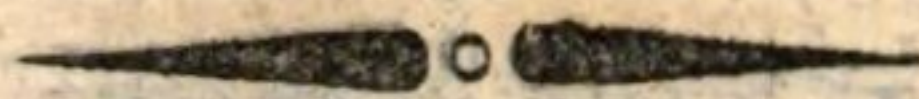
einschliesst. Sie wendet sich dann nach Büren gegen Nordost, dann mehr gegen Morgen, neben dem alten Solothurn und dem Buchsgau vorbey, unterhalb Brug endlich zur Reuss, womit sie sich bald in die Limmat, und dann in den Rhein bey Coblenz ergiesst.

Die *Limmat* entspringt aus der *Limmernalp* im grossen Thal von Glarus gegen die Grenzen von Bündten, unter dem Namen des *Limmernbachs*. Dieser vereinigt sich mit dem fürchterlichen Bache des *Sandalpen*, dem *Sandbache*, unter der Benennung der *Lint*, die in dem Canton Uri noch den *Fismatbach* und den *Fletschbach* aufnimmt, und neben dem Flecken Glarus vorbeyziehet. Unter *Miderurnen* verlässt sie den ganzen Kanton, wächst durch die hineinströmende *Wag* und scheidet die Landschaft *Gaster* und *Mark*. Bey *Schmeriken* erhält sie eine ansehnliche Breite, in der sie sich endlich dem *Zürichersee* einverleibt. Bey *Zürich* kommt sie nun wieder unter dem neuen Namen der *Limmat* heraus, theilt die Stadt in zwey Theile, gehet bey der Stadt *Baden*, zwischen ihren

ihren warmen Bädern hindurch und stürzt sich endlich unter dem Vogelgefang in die Gewässer der Aar.

Der *Fnn*, ohne Zweifel die höchste Quelle der Donau, hat seinen Ursprung im Gotthausbunde vor dem Berge Lungin, einem Gipfel des Septimers, unter dem Namen Aqua di Pila. Bald nach seinem Ursprunge läuft er in einem kleinen See, dem Lago di Lugni, zusammen, aus dem er nachmals bey dem Dorfe Majola, zuerst unter der Benennung des Innflusses hervorkömmt. Bald bildet er bey dem Dorfe Sils wieder einen weit grösseren, den Silser - See von einer zweystündigen Länge und Breite, der von den vortreflichsten Goldforellen wimmelt. Kaum ist er aus diesem See wieder herausgetreten, so fängt er eine ordentliche Kette kleiner Behälter bis zu seinem Eintritte ins Innthal an; er macht zuerst den Fiume del Lago, hierauf den Lago di Silvapiana; dann einen etwas beträchtlicheren, den St. Moriz See, endlich bey Celerina den kleinen Lago di Celerina. Von hier geht er in das obere und untere Engaddin oder Innthal; bey Remus tritt er aus dem Bündtnerlande heraus, und läuft,

nach-



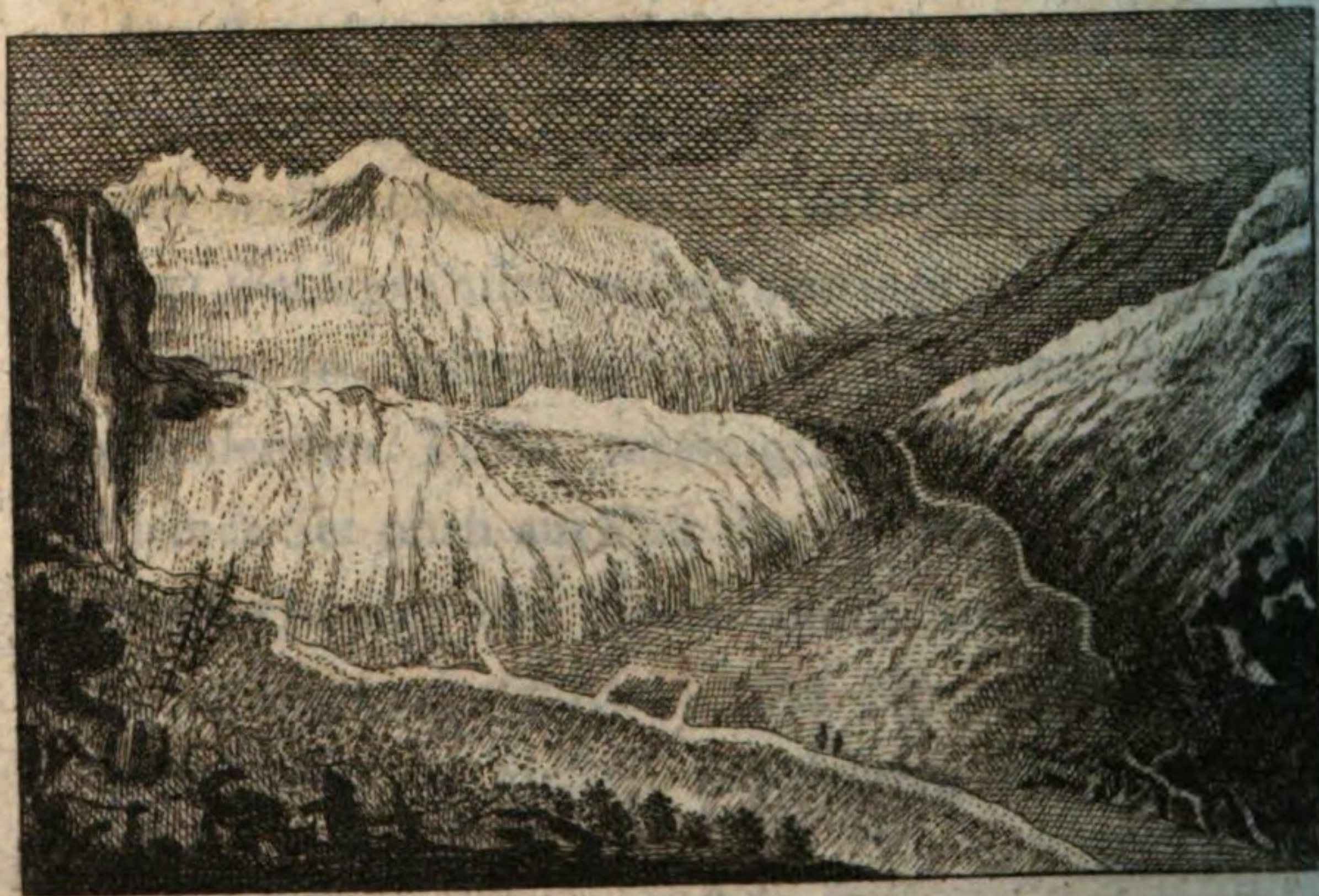
nachdem er Tirol und Baiern durchstrichen hat, bey Passau zuletzt mit dem 39 - 80 Fufs tiefen und 784 F. breiten Arme der Donau in einer Tiefe von 33 - 70 und in einer Breite von 788 Fusse zusammen. Diese grössere Masse, welche er mit zur Vereinigung bringt, berechtigt uns, ihn als den Hauptquell der Donau anzusehen.

Der letzte Hauptfluß der Eidgenossenschaft ist endlich der schöne *Tessin*, der aus fünf verschiedenen Quellen sein Wasser empfängt. Die erste und vornehmste bestehet auf dem St. Gotthard in zweyen ziemlichen Seen, die eine halbe Stunde von dem Kapuzinerkloster sich aus dem Gebirgswasser zusammenthun, und ihr Wasser gegen Mittag den Berg hinunter ergiessen. Die zweyte und westliche Quelle bestehet im See Bredetto an den wallisfischen Gränzen, der ebenfalls aus dem Gebirgswasser zusammenrinnt, und sein Wasser in einem Bache bey Aivol mit dem wachsenden *Tessin* vereinigt. Ein anderer kleiner See oben am Fufs des Petina macht die dritte Quelle, die einen Zweig unter Villa den übrigen zuschickt. Die vierte liegt an dem Fusse des Stella, des letzten östlichen Thei-

Theiles vom Gotthard, von dem ein anderer kleiner See seinen Ursprung empfängt, der seinen Vorrath in einem beständigen Bache in das Val Tremoro hinunterströmt und endlich bey Airolo mit dem Tessin vereinigt. Die fünfte Quelle liegt endlich im grossen Lukmanier, ohnweit des Ursprunges vom mittleren Rheine. Hier treten mehrere kleine Gewässer zusammen, die im Thale Piova zu einem beträchtlichen Bache erwachsen und sich mit dem Namen des Thales bey St. Carlo in den Lago di Rottam ergiessen. Hier tritt mit ihnen noch einer aus dem Lago di Tan herauskommender See zusammen, und beyde ergiessen sich gemeinschaftlich nun bey Castel del Re Desiderio in den Tessin. Dieser geht nun das ganze Liviner Thal hindurch, erhält von ihm noch aus unzählbaren Bächen einen reichlichen Zusatz; läuft dann durch
das

das Palenser - und Bellenzer - Thal und endlich , nachdem er einen Theil von Lauis und Luggarus durchstrichen hat, in den Lukarnersee, von da aus er durch einen Theil von Italien, das Herzogthum Mayland, läuft, um sich endlich unter Pavia mit dem Po zu vereinigen.

Außer diesen Hauptströmen nährt die Schweiz noch eine Menge anderer kleiner Gewässer, welche sich durch das Land vertheilen, und sich entweder in Seen oder grössere Flüsse verlieren. So z. B. die Emmat, die Sanen, die Kander, die Birs, die Simmen, die Zil, die Broye, die Venoye, die Biber etc. Alle aber fließen zu einem einzigen Zwecke zusammen, zum grossen Ziele der Urbarmachung eines dürren erhabenen Landes und zur Umwandlung desselben in das Paradies von Europa.



Grosse, Carl, 1768-1847

Die Schweiz

Bd.: 1,1

Halle (1791)

Helv. 352-1,1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10620316-0

VD18 80082971-001